

Helgoland.

Ein Büchlein zur Begleitung

für

Lust- und Badereisende.

Von

C. von Wachsmann.

Mit einer Ansicht von Helgoland.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.

1842.

VI D 050
Hist. Abt.

Geologie

Ein Handbuch der Geologie

für die Naturgeschichte

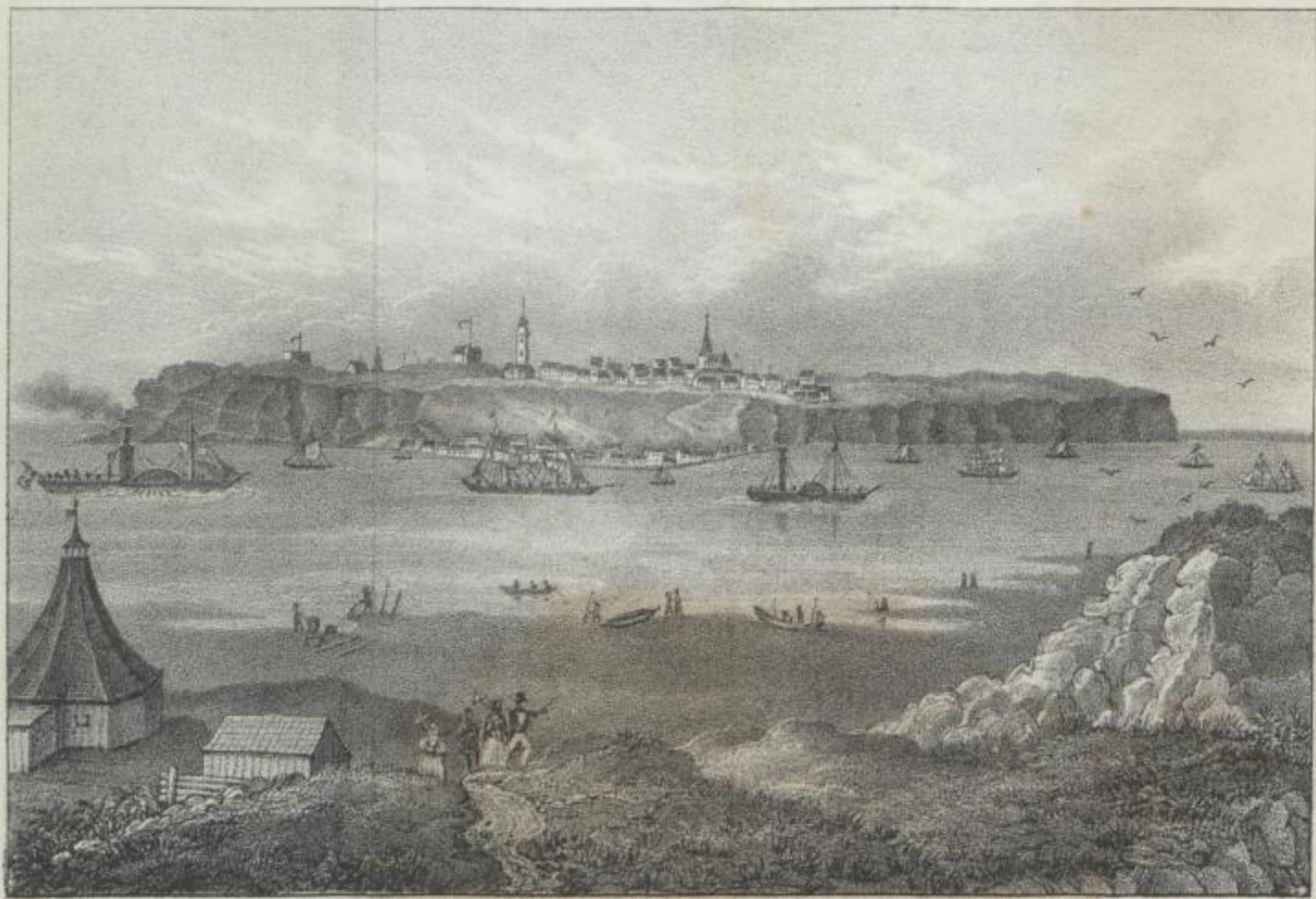
von C. v. Hoffmann

Ein Handbuch der Geologie

Dresden und Leipzig
in der Neudruckischen Buchhandlung

1833

Deutsches Institut
für Länderkunde
Bücherei



Stonör. — F. A. Rönner, Lithogr.

Helgoland.

Ein Büchlein zur Begleitung

für

Lust- und Badereisende.

Von

C. von Wachsmann.

Grün ist das Land,
Roth ist die Wand,
Weiß ist der Strand,
Das sind die Zeichen von Helgoland.
Alter Spruch.

Mit einer Ansicht von Helgoland.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.

1842.

Deutsches Institut
für Länderkunde
Bücherrol

Vf. 1050
Hist. Abt.

Geologie

Ein Handbuch zur Bestimmung

der

Steine und Gesteine

von

A. v. Schöner

Das ist die zweite Auflage des Buches, das ich im Jahre 1824 herausgegeben habe. Die erste Auflage ist jetzt vergriffen. Die zweite Auflage ist in zwei Bänden erschienen. Der erste Band enthält die Beschreibung der Steine und Gesteine, der zweite Band die Beschreibung der Mineralien.

Leipzig, den 1. März 1825.

Verlag von C. Neumann, Neudamm.

1825

Verlag von C. Neumann, Neudamm.

Inhalt.

	Seite
Vorrede	V
Erste Abtheilung.	
Abfahrt von Hamburg und Ankunft auf Helgoland	1
Zweite Abtheilung.	
Helgoland in historischer und topographischer Beziehung	20
Dritte Abtheilung.	
Ethnographische und naturhistorische Verhältnisse der Insel	32
Vierte Abtheilung.	
Helgoland als Seebad	53

Z u s a m m e n

Seite

Vertheilung

Erste Abtheilung.

1 Betrachtung von Formung und Ausbreitung auf Belgien

Zweite Abtheilung.

20 Belgien in historischer und topographischer Beziehung

Dritte Abtheilung.

22 Geographische und naturhistorische Verhältnisse der Insel

Vierte Abtheilung.

23 Belgien als Reich

V o r w o r t.

Bei der Vermehrung der Reisemittel durch Eisenbahnen und Dampfschiffe, vermöge welcher es möglich wird, Helgoland von Dresden aus binnen drei Tagen zu erreichen und dennoch hinreichende Zeit zur Erholung und Ruhe zu gewinnen, wo der Reisende einen Raum von fast hundert deutschen Meilen durchfliegt und doch jede Nacht ruhig in seinem Bett zubringen kann, hat sich die Zahl der Reisenden, welche unsere deutsche, ultima

Thule“ besuchen wollen, ungemein vermehrt, und diese Zahl wird gewiß noch immer steigen. Solchen eine kleine Monographie der Insel in die Hände zu geben, eine Beschreibung, auf eigene Anschauung gegründet, die, möglichst kurz, doch das eigentliche Leben auf der Insel umfaßt und, wenn auch nur in Umrissen schildernd, nichts Wesentliches vermissen läßt, ist der Zweck dieses Büchleins.

Wir befassen uns nicht mit der Vergleichung Helgolands, als Seebad, mit Norderney oder anderen Seebädern der Nord- und Ostsee, vielmehr verweisen wir in dieser Beziehung auf des Dr. Röding „Album für Freunde Helgolands“ und die „Heilquellen Deutschlands und der Schweiz“ des Dr. Karl Christian

Hille, zwei Werke, welche diesen Gegenstand, so wie die Anwendung des Helgoländer Seebads in geeigneten Krankheitsfällen auf das Umfassendste behandeln, indessen haben wir es angemessen gefunden, die dortigen Badeeinrichtungen, welche sich von Jahr zu Jahr immer mehr vervollkommen oder doch verändern, in den Kreis unserer Darstellungen, als dahin gehörig, aufzunehmen.

Alles, was sich auf die socialen Einrichtungen, das eigenthümliche Leben und Treiben der Insulaner, desgleichen auf die naturhistorischen Verhältnisse der Insel bezieht, schrieben wir nach eigenen Beobachtungen, Messungen oder glaubhaften Mittheilungen zuverlässiger Einwohner nieder. — Und so möge denn dieß

Büchlein ein freundlicher Begleiter und Rathgeber auf
einer freundlich = fröhlichen Reise sein.

Dresden, im März 1842.

G. von Bachsmann.

Erste Abtheilung.

Abfahrt von Hamburg und Ankunft auf Helgoland.

Wir haben, da, mit Ausnahme der Reisenden, welche aus den Wesergegenden kommen und die über Norderney nach Helgoland reisen, oder zu Cuxhaven die Hamburger Dampfboote erwarten möchten, fast Jedermann seinen Weg über Hamburg nach der Insel nimmt, die an sich schon so sehenswerthe Hansestadt, mit ihrem so großartig sich gestaltenden Handel, ihrer reizenden Umgebung, zum Einschiffungspuncte gewählt. Von dort gehen in den Monaten Juni, Juli, August und September wöchentlich dreimal mehre Schiffe der Hamburger Dampfsschiffahrt-Compagnie, so wie das Dampfsschiff „Henriette“, dem Cap. Spliedt eigen gehörig, nach Helgoland. Hat der Reisende sein Passagebillet auf dem Comptoir der Compagnie, Stubbenhuek Nr. 33 gelöst, oder, will er mit der „Henriette“ reisen, sich ein solches von dem Oberkellner seines Hotels, welcher gewöhnlich mit dergleichen schon versehen ist, gegen Erlegung von 12 Mark (Kinder unter zehn Jahren

und Domestiken bezahlen die Hälfte) geben lassen, so ist es nöthig, daß er seine Effecten, deren Gewicht nicht in Betracht kommt, wenn solche nur nicht mehr als 30 Cubikfuß Raum einnehmen, genau bezeichne, um etwaige Verwechslungen, die bei verspäteter Ankunft auf der Insel sich leicht ereignen können, zu vermeiden. Die Abfahrtstage sind Mittwoch und Sonnabend, doch geht auch meistens ein Dampfschiff der Compagnie Dienstags nach Helgoland, um am folgenden Tage Reisende von dort nach Norderney oder der Insel Föhr zu bringen. Einer Visirung des Passes oder einer sonstigen Legitimation bedarf es nicht, da zu Helgoland weder bei Ankunft noch Abfahrt der Reisende dergleichen Documente vorzuzeigen hat. Da die Dampfböte früh Punct sieben Uhr von Hamburg abgehen, so wird der Reisende gut thun, bereits um sechs Uhr eine der fast überall vor den Hotels bereit stehenden, einspännigen Droschken zu nehmen, die ihn nebst seinen Effecten, wenn diese nicht allzu umfangreich oder schwer sind, für 1 Mark (12 Sgr.) nach dem Landungsplatze der Dampfschiffe, die in See gehen, dem Baumhause, welcher nicht mit dem der Flußdampfschiffe, dem Graasbrook zu verwechseln ist, bringen wird. Hier wird er nach Uebergabe seines Gepäcks noch einige Minuten Zeit gewinnen, den Hafen mit seinem regen Leben und Treiben, den sich weithin dehnenden Mastenwald mit den bunten wehenden Flaggen, die auf dem Flusse durcheinander wimmelnden Marktschiffchen der Bierländer, die eilends

dahinschießenden Tollen, die Bote der Seeschiffe, die sich in den Wasserstraßen des Hafens kreuzen, zu betrachten. Die Passagebillets werden gewöhnlich bei der Abfahrt nicht inspiciert, doch hat der Reisende das seinige wohl zu verwahren, weil es bei'm Verlassen des Schiffes vorgezeigt werden muß. Will derselbe die Hin- und Rückfahrt zugleich bezahlen, so wird ihm ein Rabatt von 25 p. C. zu gute gerechnet, und er hat mithin im Ganzen nur 18 Mark zu erlegen, doch ist dieß wohl vorher zu bedenken, weil er sich dadurch bindet, auf einem Schiffe, dessen etwaige Unbequemlichkeiten er nicht kennt, die Rückfahrt zu machen, und er sein Geld nicht zurückerhält, wenn er sich entschlosse, den Heimweg über Norderney oder Föhr zu nehmen.

Endlich ist es sieben Uhr, die Schiffsglocke läutet zum letzten Male, und das Dampfeschiff lichtet den Anker. Während es schneller und schneller fortrauscht, winken die am Ufer zurückbleibenden Freunde ihren Bekannten mit den Schnupftüchern den Abschiedsgruß zu. Die jetzt folgenden zwei Meilen Weges lassen den Reisenden, wenn man die sächsische Schweiz ausnimmt, die schönste Ufergegend an dem ganzen Laufe der Elbe erblicken. Unwillkührlich wird sein Auge von den Häusermassen der Vorstadt St. Pauli und Altona angezogen. Noch regt sich hier das thätigste Hafenleben. Masten starren von allen Seiten empor. Auf den Werften hämmern und sägen thätige Schiffszimmerleute.

Der Schiffspavillon, ein Kaffeehaus, in Form eines ungeheueren, auf dem Trocknen liegenden Schiffsrumpfs, fällt dem Binnenlandsbewohner durch sein sonderbares Aeußere vorzüglich auf. Endlich hat der letztere die mächtige Hansestadt mit ihren Hafen-Umgebungen hinter sich, aber ein anderer, gleich anziehender Anblick thut sich vor ihm auf. Der Bergrücken am rechten Elbufer zeigt bald imposante, bald einfache, aber stets mit Geschmack gebaute, in schönem Grün gelegene Landhäuser, welche, wie eine schimmernde Kette, die in kurzen Distanzen von einander gelegenen Ortschaften verbinden. Der Charakter derselben ist manchfaltig. Römischer, chinesischer und englischer Styl wechseln mit einander ab, aber diese Abwechslung bindet ein interessantes Ganze, und, was vorzüglich anzuerkennen ist, der Styl des Hauses harmonirt stets mit der Umgebung. Das Dampfschiff nimmt jetzt seinen Lauf vor „Ottensen“ vorbei, man sieht den berühmten Lustort „Rainville's Garten“ auf dem Hügel thronen, „Flottbeck“ mit seinen glänzenden Landhäusern, seinen schattigen Thalgründen, seinen rauschenden Baumgruppen erscheint und fesselt so lange den Blick, bis solcher von den großartigen Parkanlagen des Kaufmanns Bauer zu „Nienstedten“ auf's Neue angezogen und lange festgehalten wird. Ein geschmackvolles Landhaus nach dem anderen schmückt bis nach „Dockenhuden“, einem kleinen Orte, der indeß auch geschichtlich merkwürdig ist, weil sich Hugo Grotius auf seine Flucht

im Jahre 1632 einige Zeit dort aufhielt, das Ufer, bald aber zieht „Blankenese“, die Heimath der kühnen Fischer und Lootsen, die mit ihren kleinen einmastigen „Evern“ wie Delphine die Nordsee durchschwärmen, ihre Netze sogar an den holländischen Küsten auswerfen und den Fang in Hamburg, wie in England und Holland, zu Märkte bringen, den Blick auf sich. Ueber zweihundert dieser kleinen, ein großes vier-eckiges Segel führenden und an dem hohen spitzigen Vordertheile, wie an den beiden zur Seite, um bei den Lavi- ren das Abtreiben zu verhüten, angebrachten sogenannten „Schwertern“ leicht erkenntlichen Fahrzeuge sind in dem Besitze der Bewohner dieses kleinen Dorfes. Obgleich ohne Verdeck, bloß in der Mitte mit einem länglichen Kasten zur Aufbewahrung der Fische versehen, widerstehen diese kleinen Schiffchen wegen ihrer starken Bauart sehr gut dem Sturme, weshalb man sie selbst während desselben oft ohne eingereffte Segel fahren sieht. Sie segeln überdieß, besonders vor dem Winde, äußerst schnell und sicher, und ihre Bemannung gehört unstreitig zu den kühnsten Seeleuten, welche die Nordsee befahren.

Von jetzt an werden die Ufer der Elbe nach und nach wieder flach und uninteressant, bis „Stade“, wo das Dampfschiff auf einige Minuten anlegt. Schon von Weiten lassen die breiten Rahen, die schlanken Spieren und die geregelte Tafelage den hier liegenden „Piercy“ als ein zum Schutze des

Zolles bestimmtes Kriegsschiff erkennen. Die aus den Flanken hervorragenden Kanonenmündungen mahnen jedes über fünf Fuß im Wasser gehende Schiff, beizudrehen und die Papiere einzusenden.

Immer weiter geht die Reise, immer breiter wird der Strom, immer flacher werden die Ufer. Die dänische Festung „Glückstadt“ kommt jetzt zu Gesicht, doch bietet sie vom Strome aus nur eine wenig imposante Ansicht. Der Reisende hat bereits seit langer Zeit zu seiner Linken schwarze, zur Rechten weiße, letztere manchmal mit einem sogenannten Flügel versehene, mit einer Kette festgeankerte Tonnen schwimmen sehen; sie bezeichnen den zwischen ihnen befindlichen Raum als das Fahrwasser. Das Ufer tritt nun auf eine Weite von einer halben Meile zurück, das Wasser ändert seine Farbe, es wird grüner, und kleine Wellen zeigen sich. Endlich erscheint „Cuxhaven“ zur Linken, und das Dampfschiff legt an dem Bollwerke „alte Liebe“, von einem in dieser Gegend vor längerer Zeit versunkenen Schiffe „Olivia“ so genannt, auf eine halbe Stunde an. Viele Menschen harren hier, theils um Abreisende zu begleiten, theils um Ankommende zu empfangen, auf der Brücke. Während der Reisende die breite, zum inneren Hafen und nach Rißebüttel führende, rechts und links mit vor Anker liegenden Schiffen garnirte Wasserstraße, so wie die Häusermasse, die aber von hier aus einen nur wenig anziehenden Anblick bie-

tet, betrachtet, wird bereits die Laufbrücke abgebrochen, das Kommando des Kapitäns ertönt, und das Schiff beginnt sich langsam in Bewegung zu setzen. Bald ist es wieder in raschem Laufe.

„Wollen die Herren nicht diniren?“ fragt gewöhnlich jetzt der Kapitän oder der Restaurateur mit lächelnder Miene. „Nach einer Stunde hört ohnehin wohl das Essen und Trinken auf.“

Dieses hat indeß bei manchen der Reisenden bereits aufgehört, denn bei einigen derselben machte sich zwischen „Glückstadt“ und „Cuxhaven“, also in der Entfernung mehrerer Meilen vom Meere die Seekrankheit schon bemerklich. Schadenfrohe oder durch frühere Reisen bereits von ihren Ausnahmeigenschaften überzeugte Gemüther spazieren nun lächelnd in den Kajüten und Verschlägen umher, um Jene, welche die Vorboten der Dinge, die da kommen sollen, bereits ahnen und verspüren, zu observiren und zu zählen, sodann aber das Ergebnis auf dem Berdecke mitzutheilen.

Von Minute zu Minute gewinnt nun die Fahrt an Interesse. Das rechte Elbufer erscheint nur noch wie ein dunkler Streifen am Horizonte. Das Fahrwasser wird immer grüner und durchsichtiger, endlich liegt das feste Land im Rücken, und die Insel „Neuwerk“ mit ihrem Leuchtturm und ihren hölzernen „Baken“ (Signalgerüsten) befindet sich zur Linken. Ist es sonnenhell, so erblickt der Reisende in einiger

Entfernung zur Rechten und Linken die See auf große Distanzen hellgrün schimmern. Es sind dieß die bei Sturm sehr gefährlichen Untiefen „Bogelsand“ und „Schaarhorn.“ Hier begegnet das Dampfschiff den beiden Lootsenkuttern, welche in dieser Gegend liegen, um ankommende Schiffe mit Führern zu versehen. Ist es windstill, so erblickt der Reisende in dieser Gegend gewöhnlich eine Menge vor Anker liegender Schiffe, welche günstigen Wind oder die Fluth zum Einlaufen in die Elbe erwarten. Der Anblick ist für den Binnenlandbewohner von hohem Interesse. Er glaubt eine vor Anker liegende Flotte zu sehen. Bald ruht sein Auge auf dem rothen, weißbekreuzten Wimpel eines dänischen Schners, bald zieht eine englische Brig mit ihren zwei leichten Masten, von denen der hintere höher als der vordere ist, bald eine Galeotte, wo der umgekehrte Fall stattfindet, vorüber. Hier liegt ein großer amerikanischer Dreimaster mit der roth- und weißgestreiften Flagge und den auf blauem Grunde strahlenden Sterne in dem Eckfelde der letzteren. Das frisch, weiß und schwarz angemalte stattliche Gebäude zeigt, daß es eben erst Hamburg verlassen habe, die vielen Männer, Frauen mit Säuglingen auf den Armen, die Kinder jeden Alters, die über Bord schauen, die in Papier gehüllten, in dem Tauwerk aufgehängenen Fleischstücke deuten darauf, daß es eine große Masse Auswanderer, die über dem Ocean ein neues Vaterland suchen, an Bord habe. —

Ganz verschieden von diesem Fahrzeuge erscheint ein anderes unfern vor Anker liegendes. Es ist noch größer als jenes, aber sein Aeußeres ist weniger nett und glänzend. Von den „Speigaten“ (Abflußlöchern des Wassers) und dem Eisenwerk ziehen sich lange braune oder graue Schmutzstreifen abwärts, das Schwarz des Delanstrichs hat sich in Grau, das Weiß in Gelb verwandelt, gelbe Gesichter, Leute in rothen Jacken schauen über Bord oder sind im Tauwerk beschäftigt. Das Schiff ist ein Ost- oder Westindienfahrer, dessen Ankunft bereits durch den Cuxhavener Telegraphen den ihn mit Ungeduld erwartenden Interessenten gemeldet ist. — Ehe der Reisende indeß Zeit hat, alle die ihm interessant erscheinenden Einzelheiten hinreichend zu betrachten, befindet sich das Schiff und mit ihm eine Menge anderer, Brasilianer, Mexicaner, Franzosen, Holländer, bereits hinter ihm, er sieht nur noch die munteren „Eber“ mit weißen oder rothen Segeln, die Blankeneser, Kosaken des Meeres, die See durchfegen, und nun beginnt eine andere Scene. Das Dampfschiff befindet sich in der Gegend der „rothen Sonne“; ein Name, der manchem ängstlichen Reisenden schon einen Seufzer abgepreßt hat. Hier ist das Meer fast beständig in Bewegung, der Wellengang am höchsten. Das zur Linken liegende, roth angestrichene Wasserzeichen deutet an, daß die Untiefen hier ihr Ende erreicht haben, und nun die See ihre gehörige Tiefe hat. Rechts, eine Kanonenschußweite vor „Bogelsand“

wiegt sich das sogenannte „Feuerschiff“ (Signalschiff, floating light) auf den Wellen. Es ist platt gebaut, weil das Schiff, der Seemannssprache nach, gut „reiten“ muß, und der Strom nicht zu viele Gewalt haben darf. Die Bemannung muß stets darauf bedacht sein, den Kopf des Schiffes gegen den Wind zu halten, weil, wenn bei Sturzseen die Wellen das Schiff von der Seite faßten, es in Gefahr käme, umzuschlagen. Acht und dreißig Fuß hoch vom Deck werden in der Nacht an einem Polygonrahmen starke Lampen angezündet, bei Tage aber wird am Top des Hauptmastes eine rothe Flagge aufgehißt, um ankommenden Schiffen als Zeichen zum Einlaufen zu dienen. Es hat 2 Offiziere, einen Bootsmann, acht Matrosen und Zimmerleute, auch einige Signalkanonen und eine Glocke an Bord. Nur des Eises halber darf das „Signalschiff“ seine höchst beschwerliche und gefährliche Station verlassen. Es liegt an einem sogenannten Musheron-Anker von dreitausend und einer Kette von zweitausend Pfund. An dieser Kette ist eine große Seetonne befestigt, damit das Schiff durch die Schwere der letzteren bei Stürmen nicht in den Grund gezogen werde. So tüchtig aber auch die Bemannung dieses Schiffes, so abgehärtet und erfahren sie im Kampfe mit den Wogen ist, so ging dennoch am 26. December 1824 das Feuerschiff „der Seestern“ mit Mann und Maus bei einem heftigen Sturme unter. Wie Helden kämpften die Seeleute unter dem Capitän Bernitt mit dem

Meere, ehe sie versanken. Mehre Versuche, das Schiff wieder zu heben, blieben fruchtlos. Es hatte sich „in den Sand gemahlen“ und ward von diesem festgehalten. Die Besatzung, bestehend aus dem Commandeur, dem Steuermann, zwei Lootsen und sieben Matrosen, ist demnach, so lange das Schiff dicht bleibt, in ihrem gemeinsamen hölzernen Grabe beisammen. Ueber den pflichttreuen Schläfern kreisen der Dornhai und der Rochen, und der Eber des Meeres, der Delphin, stürmt in schäumender Woge über ihr stilles Grab dahin.

Lassen wir indeß so traurige Erinnerungen und wenden wir uns zu einer anderen Scene, die, wenn auch nicht für Alle, manches Komische hat. — Das Land tritt immer mehr zurück, es zieht sich nur noch wie ein schwacher Streif am Horizonte hin. Jetzt erscheinen die Stewarts (Aufwärter) und Aufwärterinnen mit einer Menge weißer fayencener Becken. Eine Art von Borsten-, eigentlich Lappenbesen wird an die Pumpe auf das Lattenwerk an der Räderkapsel gelegt. Die Gesichter Derer, welche diese Zurüstungen kennen, verlängern sich, wenn die Becken in gewissen Distanzen auf dem Verdeck aufgestellt werden. Nach und nach verschwinden einige Damen von dem Verdecke, andere halten tapferer aus, placiren sich aber nahe an den Bord und — blicken über denselben hinaus, als wollten sie auf den Grund des Meeres schauen. Die Spaßvögel unter der Männerwelt sehen sich

bedeutungsvoll an, und ihre Miene scheint zu sagen: „Jetzt wird es losgehen!“

Die Bewegung des Schiffes ist indeß sehr heftig geworden. Es hebt und senkt sich, und dem Festlandbewohner wäre es nicht leicht möglich, vom Steuerruder bis zum Boogspriet zu gehen. Manche Passagiere haben sich in die Kajüte begeben, um sich dort ein wenig der Aufmerksamkeit Anderer zu entziehen, bald erscheinen sie aber wieder auf dem Verdecke; die eingesperrte Luft, der Delgeruch der Maschine oder der verspeisten Coteletten und Beefsteaks ist ihnen jetzt äußerst zuwider; ängstliche Seelen scheuen auch wohl das Knarren und Knistern der Schiffswände. Bei ihrem Heraussteigen auf das Verdeck finden sie das Schauspiel bereits bis zur Entwicklung vorgerückt. Ein junger Dandy, welcher vor wenig Minuten im Frack und mit weißen Glacéhandschuhen herumspazierte und den Damen allerlei Galanterieen vorsagte, hat die Handschuhe in die Tasche gesteckt, den Mantel umgenommen und ist, sich dicht am Bord niederlassend, plötzlich ein stiller Mann geworden. Es bedürfte nicht erst seiner Versicherung, daß „ihm Jahr nicht juht zu Muthe sei“, die sich bis in das collier grec herabziehende Blässe des Gesichts bezeugt dieß hinlänglich. — Eine etwas dicke, ältliche Mama mit ihrer vierundzwanzigjährigen Tochter, die mit fürchterlich reizbaren Nerven begabt ist und deßhalb das Seebad besucht, hat von ihrem Hausarzte zu Polkwis

oder Schilda, der ein äußerst erfahrener Mann ist, gehört, schwarzer Kaffee sei ein herrliches Präservativ gegen die See-krankheit; sie genießt eben die dritte Tasse, aber der alte Poseidon weiß als Seemann wenig von Galanterie, und sie kann kaum schnell genug sich fertig machen, ihm ihr Opfer zu bringen. — Die Tochter, weniger auf den Hausarzt haltend, hat in einem Journale gelesen, daß ein Tropfen Creosot, auf Zucker genommen, ein treffliches Vorbauungsmittel sei, sie verwünscht indeß seit der Abfahrt von Rizebüttel Journal und Recept und sinkt nach vielen Kämpfen halb bewußtlos dem neben ihr sitzenden, indeß gegenwärtig selbst in schwerem Kampfe befangenen und sich deshalb um alle Damen der Welt nicht bekümmern den Fashionable an das sammet- und seidebedeckte Herz. — Unweit davon hat sich eine andere Gruppe gebildet. Ein weitgereisfter Odysseus, Weinreisender von Gewerbe, versichert eben einer Zuhörermenge, es sei mit der Seekrankheit eitel dummes Zeug, der feste Wille, ihr zu widerstehen, sei hinlänglich, ihr nicht zu unterliegen. In dieser Ueberzeugung hat er außer einigen Gläsern Portwein die Hälfte eines alten Entrichs, den der Restaurateur auf der Speisekarte als „junge Ente“ signalisirt, zu sich genommen und sieht festen Blickes in die Zukunft. Plötzlich wird er indeß wortkarg, er blickt etwas ängstlich um sich herum, setzt sich unruhig auf einen der auf dem Verdecke befindlichen Feldstühle, und — binnen zwei

Minuten hat sich auch an ihm das Verhängniß erfüllt. — Die Zuhörer sind auseinander gestoben, nur zwei Spottvögel, deren einer ihm anbietet, ihm den Kopf halten zu wollen, der andere aber ihn an den „festen Willen“ erinnert, weilen noch wie der gute und böse Engel an seiner Seite. — Mehr oder minder ähnliche Gruppen sind jetzt in allen Ecken der Kajüten, auf allen Punkten des Berdecks zu schauen, und die Aufwärter haben alle Hände voll zu thun, um die Becken hin und her zu schaffen.

So komisch für den, der Seekrankheit nicht Unterliegenden der Anblick, und so vorübergehend und gänzlich gefahrlos das Uebel ist, so überzeugt sich doch bald ein Jeder von der quälenden Natur desselben, sowie er einsieht, daß Alles, was man als Vorbauungsmittel angerühmt, völlig wirkungslos bleibt. Lord Nelson und manche alte Seeleute waren ihm im höchsten Grade unterworfen, und viele Matrosen, die ihr ganzes Leben auf der See zubrachten, werden seekrank, sobald sie den Hafen verlassen. Niemand kann vorher sagen, ob er es werde oder nicht. Die stärksten und jüngsten Personen werden es am ersten, Frauen mehr als Männer. Bei manchen Personen geht die Krankheit vorüber, sobald sie das Land in der Ferne erblicken, bei den meisten, wenn sie es betreten, in seltneren Fällen dauert Uebelkeit und Schwindel noch über vierundzwanzig Stunden fort. Die über diese Krankheit aufgestellten Theorien sind mehr oder minder halt-

los
tra
de
we
S
Re
sich
leic
zeh
es
der
ha
nic
un
rei
me
seh
we
fo
S
da
Ue
D
Fi
fle

los. Manche Personen, die das Schaukeln nicht gut vertragen können, werden dennoch bei'm stärksten Schwanken des Schiffes im heftigsten Sturme nicht seekrank, andere werden es bereits auf dem Strome, einige Meilen von der See entfernt, wo vom Schwanken des Schiffes nicht die Rede sein kann. Einige fühlen heftigen Kopfschmerz, der sich bei'm Erbrechen mindert, Andere nur eine vorübergehende leichte Betäubung, Viele nicht das Mindeste. Mancher hat zehn Seereisen gemacht, ohne seekrank zu werden, und wird es bei der elften. Bei der kurzen, nur vier bis fünf Stunden dauernden Fahrt von Cuxhaven möchte folgendes Verhalten etwa noch am besten anzurathen sein. Man gehe nicht, ohne etwas zu sich genommen zu haben, auf das Schiff, und nehme sein Mittagsmahl, sobald man Glücksstadt erreicht hat. Sobald das Schiff in See ist, esse man nicht mehr und bleibe, so lange es nur möglich, auf dem Verdecke, setze sich in der Mitte des Schiffes, wo die Bewegung am wenigsten fühlbar, an diejenige Bordseite, wo der Wind herkommt, und blicke in die Ferne, nicht in das Innere des Schiffes, am wenigsten nach den Masten. Die frische, in das Gesicht streichende Seeluft läßt eine Anwandlung von Uebelkeit weniger schnell aufkommen, auch vermeidet man den Del- und Speisegeruch, der auf dem Dampfsschiffe herrscht. Findet sich dennoch ein Unwohlsein ein, so nehme man ein kleines Gläschen Portwein, oder, wenn man es vorzieht, eine Tasse

schwarzen Kaffee. Sollte die Krankheit dennoch auszubrechen drohen, so würde den Damen anzurathen sein, sich in ihre Kajüte zu begeben und dort auf ihr Lager, und zwar auf den Rücken, nicht auf die Seite, zu legen. Hilft dieses Alles nicht, so mögen sie sich damit trösten, daß die Krankheit leicht vorübergehend, gefahrlos und für eine Seebadekur als Vorbereitungsmittel von Vortheil ist. —

Die Seefahrt ist jetzt zur Hälfte zurückgelegt, rings umher kein Land zu erblicken. Die, welche nicht mit der Seekrankheit zu schaffen haben, wandeln nach dem Vordertheil des Fahrzeugs, um nach Schiffen, Seevögeln oder Delphinen auszuschaun. Ist schönes Wetter, so sehen sie ganze Schwärme von Enten und Möven sich auf den kräuselnden Wellen schaukeln oder im Kielwasser des Schiffes niederlassen, oder ein paar Delphine, Männchen und Weibchen, schwimmen in der Entfernung eines halben Kanonenschusses hinter einander her, bald die runden Köpfe aus dem Wasser hebend, bald sich überstürzend und mit den breiten Schwänzen herumfegend. —

Jetzt macht ein Reisender den anderen auf ein kleines Wölkchen am Horizonte aufmerksam. „Helgoland!“ rufen Mehre, Alles blickt dahin, und selbst die Seekranken erheben sich von ihren Sizen. Nach einer halben Stunde steigt es mehr und mehr herauf; Form und endlich auch Farbe werden sichtbar. „Der Königstein, auf dem Wasser liegend!“

sagen die Sachsen unter der Schiffsgesellschaft. Auch die zur Rechten liegende Sandinsel wird jetzt erblickt. Noch eine Stunde rauscht das Dampfschiff vorwärts. Alles blickt mit Neugier auf den rothen, mit blaugrünen Streifen schief durchzogenen, oben mit einer Häusermasse, die sich von hier aus am besten ausnimmt, gekrönten Felsen. So stattlich haben sich die Meisten den Anblick nicht gedacht. Man kommt nun immer näher und näher. Auf der Höhe an einem langen Mast weht ein spitzer, auf dem Thürmchen des Badehauses am Vorlande, am Fuße des Felsens, ein viereckiger, roth, grün und weiß gestreifter Wimpel. Ein Dampfknäuel fährt aus der Südspitze des Felsens, und ein Kanonenschuß ertönt, zwei andere erschallen hinterher; sie begrüßen die Ankömmlinge, und das Dampfschiff geht zwischen der Insel und der Düne vor Anker.

Vom Lande tönt Musik herüber, eine wimmelnde Menschenmenge strömt nach dem Strande, und mehre Böte mit der helgolander, der hamburger, auch wohl der englischen Flagge geziert, nähern sich, die Reisenden aufzunehmen. Letztere steigen, nachdem sie dem am Fallreep stehenden Steuermann ihre Passagebillets vorgezeigt haben, und ihnen bedeutet worden ist, daß sie sich um ihre Bagage, die nach dem Conversationhause geschafft werden wird, jetzt nicht zu bekümmern hätten, in die Böte und nach drei oder vier Minuten an's Land. Hier erwartet sie der größte Theil der

Badegesellschaft, um sie, so zu sagen, die Revue passiren zu lassen. Dieser sich so schleunig als möglich zu entziehen, nimmt Jeder gern einen der sich anbietenden Knaben, um sich nach einem Hotel oder, wenn es noch hell am Tage, nach einem zu wählenden Logis bringen zu lassen. Ist es nicht sehr zätig, — das Dampfsschiff kommt gewöhnlich um 6 Uhr Abends an — so rathen wir unbedingt zu dem Ersteren. Er hat dann Zeit, am folgenden Tage sich in Muße und nach Beschaffenheit seines Geldbeutels ein Logis, deren es gegen 400 giebt, auszuwählen. Kommt es ihm nicht eben auf einige Mark mehr oder weniger an, so ist ihm der sogenannte Falm in der oberen Stadt, wo er eine Aussicht auf die Rhede und stets die reinste Seeluft hat, anzurathen. Er wird hier für ein Stübchen mit Bett wöchentlich 14 bis 15 Mark zu bezahlen haben. In der unteren Stadt, in einem der besseren Häuser bezahlt er etwa 12 bis 14 Mark, in den engen Gassen der oberen 9 bis 12 Mark. Will der Reisende in einem Hotel abtreten, so findet er in der Unterstadt in der „Erholung am Strande“ bei Mohr, oder im „Hotel Grüß“ ein gutes Unterkommen. Ist der Reisende allein, ohne Familie, so ist es ihm vielleicht angenehm, sich in einem dieser Hotels, oder in denen der oberen Stadt gänzlich zu abonniren. In diesem Falle bezahlt er für Wohnung, Frühstück, Diner an der Table d'hote und Thee zum Abend die Woche 28 bis 30 Mark. — Hat er sich

ein Logis gewählt, so giebt er seinem Wirth ein Verzeichniß seiner Effecten, und diese werden ihm sodann durch bestimmte Leute in das Logis gebracht. Die Träger werden nach der Taxe mit 12 Schilling bezahlt; sie entfernen sich, und der Ankömmling beginnt, sich für einen längeren oder kürzeren Aufenthalt häuslich einzurichten.

Zweite Abtheilung.

Helgoland in historischer und topographischer Beziehung.

Helgoland (der Accent ruht auf der letzten Sylbe) liegt in der Nordsee, unter $54^{\circ}, 11', 34''$ nördlicher Breite und $25^{\circ}, 31', 22''$ östlicher Länge, beinahe gleichweit von den Mündungen der Elbe und der Weser. Von Hamburg ist es 23 Meilen, von Cuxhaven 9, von Wangeroge 6, von Norderney 8 Meilen entfernt. Die Insel ist ein senkrecht aus dem Meere aufsteigender Felsen von ziegelrother Farbe, mit blaugrünen Querstreifen durchsetzt. Er bildet ein gleichschenkeliges, liegendes Dreieck, an dessen nach Südosten gekehrte Basis sich eine in die See sich erstreckende Landzunge, das Unterland genannt, anlehnt. Die größte Länge der Insel, vom Strande des Vorlandes bis zur Nordspitze des Felsendreiecks gerechnet, beträgt 4325 Fuß, die größte Breite der oberen Fläche des Felsens — vierzig Schritt hinter dem Südhorn und längs dem Falm gemessen — 1345 Fuß, der Umkreis etwas über 13500 Fuß. — Schroff und wie

eine Mauer erhebt sich der Felsen bis auf eine Höhe von 210 Fuß — unweit des Nordhorns gemessen — aus der See. Er hat in der Mitte eine bedeutende Einsattelung, und die Querstreifen = Geschiebe streichen von Westen nach Osten. Der Felsen gehört der bunten Sandsteinformation an, und seine Farbe geht von hellem Ziegelroth durch alle Nuancen in's Braunrothe über. Der bald grob-, bald feinkörnigere Sandstein verändert sich an der nordöstlichen Seite in harten Thonmergel; letzterer zerbröckelt leicht bei'm Einfluß der Witterung, und daher rühren besonders die Einstürze und Abbröckelungen größerer und kleinerer Felsmassen. In dem rothen Gestein, besonders aber in den Spalten und Querstreifen, findet man Kupfer sowohl gediegen, wie auch als Kupfergrün, Buntkupfererz und Malachit, und oft werden dem Fremden hübsche Stufen, von den Knaben, die solche bei der Ebbe sammeln, mit anderen Naturalien zum Kaufe angeboten. Das Unterland (Vorland) ist am Strande mit bunten Kollsteinen, Tang und zertrümmerten Conchylien bedeckt, ungefähr zum dritten Theile mit Häusern, deren Zahl 70 — 80 beträgt, bebaut und erhebt sich bis zum Fuße der Treppe, welche nach der Oberstadt führt, 23 — 24 Fuß über die Meeresfläche. Dicht an der äußersten Fluthmarke liegt der Strandpavillon, wenige Schritte weiter das vor zwei Jahren neu erbaute Badehaus, weiterhin zeigen sich die Gruppen der Wohnungen und Packhäuser, unter denen das, gleichfalls

neuerbaute Conversationhaus hervorragt. Auf einem Punkte, wo sich der Felsen 90 Fuß über den Boden erhebt, führt eine, in drei Absätzen gebrochene, breite und mit Ruhebänken versehene hölzerne Treppe von 173 Stufen nach der Oberstadt. Anfang und Ende der Treppe sind mit Bogen versehen, und große Glockenlampen erleuchten in der Dunkelheit dieselbe. Die Oberstadt hat etwas über 300 Häuser, von denen die meisten nur ein, jedoch einige neuere zwei Stockwerke haben. Sie sind von Backsteinen erbaut und mit schweren Hohlziegeln gedeckt. Die Straßen sind sehr eng, fast in keiner einzigen würde ein Wagen fahren können. Sie laufen von Osten nach Westen, die Thüren sind fast überall an der Südseite, so daß die Häuser den gegenüberstehenden derselben Straße den Rücken kehren. Die Einwohnerzahl beträgt gegen 2500 Menschen, unter denen gegenwärtig 434 Lootsen. Längs der Südostseite, der Basis des Felsendreiecks, wo mittels der Treppe der einzige Communicationspunkt zwischen Ober- und Unterstadt ist, läuft eine, mit einer hölzernen Brustwehr am Felsenrande geschützte Galerie, der sogenannte Falm. Hier ist die schönste Aussicht auf die Unterstadt, die Sandinsel und die Rhede, hier befinden sich die bestgebauten, meistens zweistöckigen, Häuser, unter ihnen mehre Wirthshäuser. In der Mitte der Stadt liegt die Kirche mit einem niedrigen Thurme und von allen Seiten zum Schutz gegen den

Sturm mit starken Strebepfeilern versehen, was ihr fast das Ansehen eines auf dem Werfte liegenden Schiffes giebt. Dicht an der Stadt, gegen Süden, steigt der im Jahre 1810 von den Engländern erbaute Leuchtthurm empor. Eine Wendeltreppe von 72 eisernen Stufen führt auf den Kranz, welchen das Leuchtzimmer umschließt. Letzteres ist eine Kottunde von Spiegelscheiben, die einen halben Zoll dick sind und deren jede gegen 25 Thaler gekostet hat. In der Mitte des Zimmers erhebt sich eine eiserne Säule, welche einen Doppelkranz von 24 großen Lampen trägt. Die Reverberen der letzteren sind mit polirter Platina belegt, und jede derselben kostete gegen 300 Thaler. Auf der Galerie, welche das Leuchtzimmer umgiebt, hat der Besuchende einen vollkommen unbeschränkten Blick über die ganze Insel und das Meer. Nirgends ist hier Land zu erblicken, der Horizont ist unbeschränkt. Obwohl der Leuchtthurm über 500 Fuß vom Südrande des Felsens entfernt, und dort der Felsen über 100 Fuß hoch ist, so schleudern heftige Stürme nicht nur Schaum der Wellen, sondern mit diesem selbst kleine Steine und Tangstückchen bis auf die Galerie; auch stoßen sich See- und Zugvögel, die nach dem Lichte fliegen, an den starken Scheiben manchmal die Köpfe ein. Das Licht des Leuchtthurms wird gegen 8 Meilen in See erblickt. Zu seinem Bau ist bloß Stein und Metall, kein Holz, verwendet worden.

Ganz in der Nähe des Leuchtthurms befindet sich der alte, im Jahr 1673 erbaute Feuerthurm, auf dessen Höhe bis zum Jahre 1810 ein Steinkohlenfeuer, das oft in einer langen, dunkeln Winternacht, über 400 Pfund Steinkohlen verzehrte, aber, wie alte Lootsen behaupten, weiter als das Lampenfeuer geleuchtet haben soll, unterhalten ward. Dicht an der Südspitze, von den Einwohnern „Sadhorn“ genannt, liegt ein, aus Holz erbauter, mit getheerter Leinwand gedeckter Pavillon, wo man allerlei Erfrischungen haben kann. Der Anblick der am Fuße der Klippe kämpfenden Wogen zur Zeit des Sturmes, besonders da, wo sie sich an einem isolirt stehenden Felsen, „ingelsch Hörn“ genannt, brechen, ist sehr imposant.

Von der Stadt bis zur Nordspitze, dem „Nordhorn“, auch „Hamiltons Point“, bildet die Insel ein immer schmaler werdendes, sich nach und nach erhebendes Plateau. Es ist zum Theil mit Kartoffeln, der einzigen auf Helgoland angebauten Frucht, wohl auch mit etwas dürftigem Kohl, bepflanzt, zum Theil liegt es als Weideland brach. Hier und da erheben sich einige unbedeutende Hügel. Der höchste der letzteren ist der, gegen Westen gelegene „Flaggenberg“. Die das Plateau bedeckende, 6 bis 12 Fuß haltende Erdschicht ist so humusreich, daß sie keiner Düngung bedarf und durch den alljährlich wiederkehrenden Kartoffelbau nicht sehr an Triebkraft verliert. Einige Versuche, mit Seetang zu düngen,

haben sich indeß vortheilhaft erwiesen, doch erhalten die Kartoffeln davon einen unangenehmen Beigeschmack. Auf dem Weidelande sieht man eine Menge Schafe an langen getheerten Stricken einzeln angepflöckt. Sie liefern den Insulanern und den Badegästen die Milch zum Kaffee und Thee. Zweihundert und fünfzig dieser Thiere und drei Kühe machen den Viehstand der Insel aus. Von der Stadt bis zum „Nordhorn“ führt ein geradliniger, gutgeebneter und mit einigen Bänken versehener Fußsteig, die sogenannte „Kartoffelallee“. Sie ist der beste, ja, so zu sagen, der einzige Spazierweg auf der Insel, welche auf dieser Seite etwas ungemein Nedes und Trostloses hat. Die ganz kahle, nicht durch einen Baum oder Strauch gezierte Fläche, über welche das hundertstimmige, fast keinen Augenblick unterbrochene Schafgeblök herüber- und hinübertönt, das Donnern der Brandung bei stürmischem, das Uechzen der See bei ruhigerem Wetter, die manchmal ganz dunkle Färbung des Oceans, welcher durch optische Täuschung wie ein schwarzes Gebirge gegen den Horizont aufzusteigen scheint, geben ein ziemlich großartiges, aber düsteres Bild. — Am nördlichen Rande des Plateaus liegen zwei, von Menschenhänden gegrabene Vertiefungen, die sogenannten „Sapskuhlen“; sie dienen dazu, das Regenwasser, welches hier zusammenströmt, aufzufangen. Uebrigens befindet sich fast bei jedem Hause eine Cisterne, in welche lange, von den Dachtraufen ausgehende

Rinnen das Wasser leiten. Das Regenwasser erhält sich in ihnen frisch und wohlschmeckend und wird von Vielen dem Brunnenwasser, das sich in einem, auf dem Unterlande und einem auf der Düne befindlichen Brunnen, die beide Ebbe und Fluth haben, und deren Wasser, wenn auch weich, doch nicht salzig schmeckt, vorgezogen.

Eine Viertelstunde von der Hauptinsel, und in östlicher Richtung, liegt die „Sandinsel“ oder die „Düne“. Ihre Länge, von der Fluthmarke an gerechnet, beträgt 1620, ihre Breite 380 Schritt nach unserer Messung. Die Höhe ihrer Hügel ist zwischen 60 bis 70 Fuß. Sie besteht aus sehr feinem, von den langen Wurzeln des Sandhafers (*Psamma arenaria*) zusammengehaltenem Flugsande. In der Mitte derselben, in einer Vertiefung, liegt ein Pavillon, wo Erfrischungen zu haben sind, und in einer zweiten der bereits erwähnte Brunnen. Auf die Wichtigkeit der Sandinsel in Beziehung auf den Fischfang, wie auf das Seebad, werden wir in den folgenden Abtheilungen aufmerksam machen.

Das Meer in der Umgegend der Insel ist wegen der vielen blinden Klippen, besonders im Westen, Norden und Nordosten, äußerst gefährlich. Bei niedrigem Wasser sieht der Beschauer solche zu Hunderten in die Höhe ragen. Sie bestehen meistens aus Kreide oder Muschelkalk, doch trifft

man auch Kalkstein, welcher dem Keuper oder der Juraformation angehört. —

In Beziehung auf die Geschichte Helgolands verweisen wir auf S. M. Lappenberg's Schrift „über den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte Helgolands“. Es würde über den Zweck dieses Büchleins hinausgehen, wollten wir aus dem tüchtigen Werke Auszüge liefern; wir begnügen uns daher damit, einen kurzen und nothwendigen Ueberblick mitzutheilen. Daß über ihre angebliche Größe, wie über ihre älteste Geschichte, viel gefabelt worden, ist bekannt. Man hat in Helgoland die Trümmer eines großen, untergegangenen Landes, mit vielen Dörfern, Burgen, Kirchspielen, Klöstern, ja selbst mit Wäldern und zehn Flüssen finden wollen. Die bekannte, dem Dankwerth'schen Werke beigegebene Karte vom Jahre 1649, welche indeß selbst nach Dankwerth, „ex traditionibus“ zusammengestellt wurde, und auf der sich neben einem „templum Martis“ und „Veneris“ ein „templum Josetae“, eines alten friesischen Gözen, befindet, hat besonders dazu beigetragen, diese Fabeln zu verbreiten. Lappenberg hat in seinen, mit kritischem Scharfsinn angestellten Forschungen indeß gezeigt, daß, wenn auch die angebliche Größe eine Fabel, die Insel früher allerdings größer als jetzt gewesen ist und im Jahre 1010 etwa drei Fünftel-Quadratmeilen im Umfange hatte. Man darf überhaupt nur die hohe Lage des Inselplateaus, die Stürme, die weder

Baum noch Strauch im Freien auf ihr dulden, die Ablagerung und Schichtung der Gebirgsarten, so wie die Verschiedenheit derselben zwischen denen der Insel und den Klippen im Norden und Nordosten, bedenken, um zu wissen, was von den zehn Flüssen, den Wäldern und dem Einsturz des größeren Landes zu halten, und wirft man einen kritischen Blick auf die Meyer'schen Karten, besonders auf die von Nordfriesland, so wird man sie bald mit den, im „mundus subterraneus“ des Jesuiten Kircher befindlichen auf gleichen Rang stellen. Wahrscheinlich ist es indeß, daß in den allerältesten Zeiten die Insel ein Wallfahrtsort der alten Friesen war, und dort einer ihrer bedeutendsten Götter verehrt wurde. Der Name „Helgoland“, heiliges Land, deutet schon darauf. Auf den Orkneys, so wie auf den Schetlandsinseln, befinden sich Orte, welche „Helgafelsen“, „Helgasteine“, „Helgaquellen“ genannt werden, und von jedem dieser Orte ist bekannt, daß sie einst dem Dienste der Götter geweiht waren. Auch eine Tradition auf Helgoland, daß auf dem Unterlande einst eine heilige Quelle gewesen sei, und man in früheren Zeiten nicht aus ihr getrunken habe, scheint darauf zu deuten. Auch die Namen: „Sachseninsel“, „Sachsenholm“, „Farrja“, „Fosetesland“, „Insel der heiligen Ursula“, so wie die Behauptung, daß Einsiedler auf ihr gewohnt, denen die Seeräuber den zehnten Theil ihrer Beute dargebracht, beruhen wohl auf Entstellungen oder gänz-

lichen Fabeln. Man weiß selbst nicht, wann Helgoland in dänischen Besitz kam. Im Jahre 1436 befand es sich jedoch bereits in demselben; eine dänische Burg, in welcher ein Landvogt residirte, lag damals auf der Insel. Später übte Hamburg ein Schutzrecht über sie aus, doch scheint dieß nur von einer Verpfändung der Einkünfte hergerührt zu haben, denn im Jahre 1470 ward Helgoland vom König Christian von Dänemark dem Domcapitel von Schleswig übertragen. Im Jahre 1544, bei der Theilung von Holstein und Schleswig, konnte man über den Besitz von Helgoland zu keinem Beschluß kommen, bis solches 1714 den 7ten August von den Dänen durch Bombardement erobert ward. Im Jahre 1807 nahm England die Insel in Besitz, in welchem sie sich noch befindet. Eine englische Garnison wird gegenwärtig nicht auf Helgoland gehalten. Vertheidigungsanstalten oder Kriegsvorräthe giebt es dort gleichfalls nicht. Ein englischer Gouverneur, dem der Titel Excellenz beigelegt wird, gegenwärtig der Fregattenkapitän in der königlichen Marine Hindmarsh, repräsentirt das Gouvernement. Derselbe wohnt in einem kleinen, einstöckigen, noch aus der Zeit des dänischen Besitzes herrührenden Gebäude, an welches ein großer, baumloser, nur mit Blumen und einigem Gemüse angebauter, Garten stößt. Zur Zeit der Continentalsperre war die Insel sehr belebt. Eine starke englische Garnison befand sich auf derselben. Battereien, von denen eine später herabstürzte, und

von welchen man noch einige Reste erblickt, bestrichen die Rhede, auf der oft Kriegsschiffe vor Anker lagen. Manchmal befanden sich des Smuggelhandels wegen über tausend Kaufleute zu gleicher Zeit auf der Insel, und ein Nachtlager ward in einzelnen Fällen bis mit einem Louisd'or bezahlt. Die neuerbauten Packhäuser langten nicht aus, und ganze Hügel von Waarenballen, besonders Zucker und Kaffee, waren unter freiem Himmel aufgethürmt.

Die Rhede ist gegen Stürme aus Westen ziemlich sicher, da Schiffe von nicht allzu bedeutender Größe unter dem Schutze der Felseninsel liegen; gegen Winde aus anderen Himmelsgegenden ist sie weniger geschützt. Das Fahrwasser für größere Schiffe zwischen der Hauptinsel und der Düne ist ziemlich beengt; sie sind genöthigt, sehr kurz zu wenden, was bei stürmischem Wetter stets mit Gefahr verbunden und selbst bei ruhiger See hier ohne Lootsen nicht rathsam ist, da auf den, dem Unterlande in Südosten vorliegenden „Süder-“ und „Schulper-Riffen“ die Wassertiefe in kurzen Distanzen mehrmals zwischen 5 und 15 Fuß wechselt. Die Brandung rings um die Insel, wie um die Düne, ist ungemein stark. An dem, aus hölzernen Pfählen gebauten Bollwerk, welches das Vorland gegen Nordosten schützt, bäumt sie sich bei Springsfluthen gegen 5 bis 6 Ellen hoch. An mehreren Punkten hat sie große Höhlen in den Felsen gewaschen, wie zum Beispiel das, in Südwesten liegende

„Möhrmers = Gatt“ und „Young = Gatt“, auf welche wir in der letzten Abtheilung zurückkommen werden. Unstreitig hat in früherer Zeit die „Düne“ mit der Hauptinsel zusammengehungen, und noch vor dem Jahre 1720 konnte man bei niedriger Ebbe trockenen Fußes von der Einen auf die Andere gelangen. Eine stürmische Winternacht machte in dem genannten Jahre dieser Verbindung ein Ende. Solche Zerstörungen sind überhaupt nicht selten; bald stürzt ein isolirt stehender Felsen, wie z. B. vor einigen Jahren der sogenannte „Mönch“, durch den Andrang der Wogen zusammen, bald wird eine Höhle durchbrochen und bietet nun den Anblick eines riesigen Thores dar, selbst die „Düne“ verändert ihr Ansehn von Zeit zu Zeit. Das auf dem höchsten Theil der Insel, unfern der Nordspitze gelegene und nur noch auf Kupfern und Karten von Helgoland sichtbare Etablissement Bellevue warf gleichfalls ein Sturm darnieder. —

Das mittlere Interstitium der Ebbe und Fluth kann bei ruhiger Witterung auf $9\frac{1}{2}$ Fuß angenommen werden, den Stand des niedrigen Wassers als 0 gerechnet. Es sind jedoch in den Wintermonaten schon Sturmfluthen von 16 bis 20 Fuß Höhe vorgekommen.

Dritte Abtheilung.

Ethnographische und naturhistorische Verhältnisse der Insel.

Helgoland bildet in so vielen Beziehungen eine kleine in sich abgeschlossene, nur wenig mit Fremdartigem in Berührung kommende Welt, daß nothwendig die socialen Verhältnisse seiner Bewohner manches Eigenthümliche, aus dem Herkommen und innerer Nothwendigkeit Herausgebildete haben müssen. Dieß ist auch durchaus der Fall, und es ist nur zu beklagen, daß dieser eigenthümliche, und interessante Typus durch den, der Insel übrigens in anderen Rücksichten vortheilhaften Besuch des Seebads sich immer mehr verwischen wird, wie dieß schon jetzt deutlich zu bemerken ist. Die Männer sind fast durchaus starke, gedrungene, doch mehr hoch als niedrig gewachsene Gestalten. Ihre Physiognomie drückt Ernst und Entschlossenheit aus; man trauet ihnen bei'm ersten Anblick den Muth und die Kraft zu, die sie im Kampfe mit ihrem heimathlichen Elemente, dem Meere, beweisen, und welcher überall anerkannt ist. Auf dem Meere

muß man den Helgoländer sehen, wenn man ihm die Achtung zollen soll, die er verdient. Sieht der Fremde Schaaren von dreißig, vierzig Männern, die kurze Tabackpfeife im Munde, die Hände in den Taschen der weiten Pantalons, ihre Lieblingsattitude, vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang unbeschäftigt, vielleicht gar mit einem Kinde auf dem Arme, an der Brustwehr des „Falms“ stehen und, ohne viele Worte mit einander zu wechseln, fortwährend auf die See hinausblicken, während ihre Frauen, meistens schlanke, feingegliederte Gestalten, einen schweren Torfsack oder ein Holzbündel auf den Schultern, die fast zwei hundert Stufen haltende Treppe heraufsteigen, so ist er nur allzuleicht geneigt, diese sonderbare Geschäftsvertheilung einer Neigung zum Faulenzen von Seiten der Männer, einer entschiedenen Trägheit, zuzuschreiben. Hört der Fremde überdies, daß, das Legen und Aushacken der Kartoffeln im Frühjahr und Herbst ausgenommen, alle und jede häusliche Arbeit, ohne Ausnahme, der Frau obliegt, sieht er den Mann ganz ruhig, nichts als etwa ein paar gedorrte in Papier gehüllte Schellfische, in der Hand haltend, sich nach dem Boote begeben, während die Frau mit einer hölzernen Mulde, in welcher eine 800 bis 1200 Ellen lange Leine zusammengerollt liegt, hinter ihm hersteucht, sieht er ein paar hundert Frauen um ein auf den Strand gesetztes Torfschiff wimmeln und dessen Ladung über einander thürmen, so würde er seine Meinung

dadurch nur bestätigt glauben. Dennoch ist sie gänzlich falsch. „Die See dem Manne, das Haus der Frau!“ das ist das Symbolum des Helgoländers. Nur von dem Meere her, dem feuchten Ackerfelde, welches der Kiel seines Fahrzeuges im Sturm wie in Windstille durchpflügt, hat er Etwas, ja Alles, was ihm Noth thut, was ihn und Weib und Kind erhält, zu erwarten. Von dort her kommt ihm Alles, Gutes und Böses. Alle seine Sinne, seine Organe, sind nur für den Ocean eingeübt, und er muß sie in dieser Uebung erhalten, will er den Mächten der Tiefe nicht erliegen, will er ihnen die Schätze abzwängen, die sie in ihrem Schoße bergen oder auf den Fittigen ihres Dieners, des Sturms, ihm zuführen. Und wie ausgebildet sind seine Organe für den Dienst Poseidons! Ein Fremder befindet sich z. B. am Fuße des alten Feuerthurms auf dem Hügel. Ein Lootse, mit von der Seeluft geröthetem Antlitz, blickt, ihn nicht bemerkend, oder seinen Gruß nur kurz und ohne ihn anzusehen erwiedernd, auf die, im größten Aufruhr befindliche See hinaus. Der Fremde bemerkt in äußerster Ferne einen Punkt wie ein kleines Nebelwölkchen; er ist durch den Lootsen, der eben auch dahin blickt, aufmerksam geworden. Plötzlich wirft der Lootse, der bis dahin mit eine Bildsäule gestanden, den Tabacksknäuel, an dem er kauete, aus dem Munde und stößt einen heftigen Schrei, in welchem der Fremde das Wort: „Geloot“! zu hören glaubt, aus. „Was

giebt's?" fragt er neugierig den sich rasch umkehrenden Helgoländer. „Ein Schiff ist in Noth, es verlangt einen Lootsen“, erwidert dieser. „Wie? Jenes Wölkchen?“ „Ist eine mexikanische Brig, die nach der Elbe will. Sie führt ein Lootsenzeichen (eine kleine Flagge) am Fockmast und hat wahrscheinlich bereits starke Havarie erlitten. Sie führt ein Sturmsegel, und der Top des Vordermastes ist gebrochen.“ Mit diesen Worten springt der Lootse den Hügel hinab und den Falm entlang nach der Treppe. „Der Mensch muß Ferngläser statt der Augen im Kopfe haben!“ denkt der Fremde und geht ihm nach. Auf dem „Falm“ findet er bereits Alles in Bewegung. Jung und Alt stürzt die Treppe hinab. „Geloot!“ ruft es hier und da; aber jetzt kommen eben die Kinder aus der Schule, und das kreischende „Geloot!“ der kleinen Brut verhundertsacht den Ruf der Alten. Der Fremde, immer neugieriger, geht die Treppe hinab nach dem Vorlande. Dort sieht er einen Haufen rüstiger Lootsen, in ihren langen, blauen, oder leinenen Pantalons, kurzen, runden Jacken, den runden, lackirten oder getheerten Matrosenhut, oder den „Südwestern“, eine Mütze mit rings umlaufendem Schirm, der aber hinten und vorn am längsten, versammelt, und auch ein paar siebzigjährige Emeriti, in weiten, kurzen, an den Knien offenen Beinkleidern, von Weitem der griechischen Fustanella, oder einem Frauenrock ähnlich, humpeln, doch mehr um des Zusehens willen, herbei,

und jeder wirft sein Lootsenzeichen, eine bronzene Medaille, auf ein Segeltuch. „Die See ist hoch, das Ankommen wird schwer sein!“ bemerkt ein alter Lootse, den sein etwas besserer Anzug und seine Haltung als Lootsenoffizier kund geben. „Sechszehn Mann müssen in's Boot!“ — Ein Knabe ist indeß herbeigerufen worden. Er zieht auf gut Glück sechszehn Medaillen, und die aufgerufenen Inhaber derselben steigen in das herbeikommende Fahrzeug. — Drei oder vier, welche zum Lootsen zu spät kamen, treten jetzt herzu und legen die Hand auf den Bord des Bootes, ehe es abfährt. Sie bezeugen dadurch, daß sie anwesend sind und ihren Antheil bei der Vertheilung des Lootsengeldes in Anspruch nehmen.

Schon von der frühesten Kindheit an wird der Helgoländer mit dem Ocean vertraut. Häufig sieht man fünf- bis sechsjährige Knaben auf den Pfählen des Bollwerks herumklettern, während noch die Brandung unter ihnen tobt. Sie warten des Augenblicks, wo die Ebbe den Strand bloß legt, um in dem ausgeworfenen Tang, oder dergleichen, Kleinigkeiten zu suchen, die sie den Badegästen verkaufen wollen. Etwas größere Knaben waten in eben dieser Absicht bereits im Meere, oder auf den Riffen zunächst der Düne herum. Wie sehr das Auge dieser Kinder bereits auf die, sich in der Ferne auf dem Meere zeigenden Gegenstände eingeebnet ist, beweist der Umstand, daß im Winter 1835 zwei

auf dem Hügel des alten Feuerthurms stehende Knaben ein Schiff in der Gegend der Insel Neuwerk, also auf 6 Meilen Entfernung, bemerkten, aus dessen Bewegungen und Lage sie schließen zu können glaubten, daß es einen Anker verloren habe. Sie zeigten dieß an, ein Lootsenboot ging in See, der Anker ward heraufgeholt und nach Helgoland gebracht. Irren wir nicht, so ist es der größere der beiden, unweit dem Badehause liegenden, welcher mit dem Namen des Schiffes „Mary“ bezeichnet ist.

Man muß den, sonst stundenlang, ohne zu sprechen, müßig auf dem „Falm“ stehenden Helgoländer bei stürmischer See in seinem Boote gesehen haben, um ihn zu bewundern. Sonst langsam in seinen Bewegungen, ist er hier schnell und von einer Beweglichkeit, die ihm Niemand zutrauen würde. Alles kommt hier auf den Moment an. Unbeweglich, wie eine Bildsäule, sitzt der Steuermann an seinem Ruder, in gleichem Tact arbeitet die Mannschaft, oder sitzt stumm, aber das Auge starr auf den Steuermann gerichtet. Keinen kümmern die schäumend daherrollenden, zehn bis fünfzehn Fuß hohen Wellen, welche sich an dem, stets gegen die See gerichteten Schnabel des Bootes brechen und oftmals mit ihrem Spritzwasser die Schiffenden wie mit einem gläsernen Mantel überbreiten. Jetzt bewegen sich die Lippen des Steuermanns, eine einzige Sylbe ertönt, Alle springen auf, und im Moment hat das Segel eine andere

Stellung, das Schiff neigt sich zur Seite und segelt in einer anderen Richtung. — „Auf dem Wasser ist wenig oder gar keine Gefahr; nur bei'm An- oder Abkommen kann sie eintreten.“ Diese Meinung hört man die geübten Schiffer oft aussprechen. Mit einer Art von Eifersucht überwachen sie den Ruhm ihrer Schifffahrt und Alles, was auf diese Bezug hat. Der geringste Zweifel scheint ihnen eine Herabsetzung. Einen sehr komischen Beleg dazu gab folgender Vorfall. Es wurde bei etwas stürmischer See wegen der starken Brandung nicht nach der Düne übergefahren. Ein junger Fashionable machte deshalb seinem Unmuthe mit vielen Redensarten Luft und rief endlich aus: „Mein Gott! Steigen wir doch in's Boot rinn! Die Gefahr scheint mir gar nicht so groß zu sind.“ Ein Lootse, der in verbissenem Unwillen schon lange das Ge- rede des jungen Herrn angehört hatte, konnte sich nicht länger halten und entgegnete: „Herr! Für Sie giebt's auf Helgoland gar keine Gefahr, als daß Ihnen die Kleider naß werden können!“ Mit diesen Worten kehrte er den Rücken und ging davon.

Jemand machte einen alten Schiffer auf eines der Boote aufmerksam, wo neben der treuherzig frommen Inschrift:

„Der Herr wolle bewahren
Alle, die mit dem Weintrauben-Baum zur
See fahren!“

eine riesige Eiche, mit einer Menge großer, blauer Trauben behangen, am Vordertheil angemalt war.

„Es mag dieß wohl allerdings Ihnen lächerlich vorkommen,“ sagte der Alte. „Das Boot ist indeß vortrefflich gebaut. In der ganzen Welt,“ schloß er, „baut man nicht so gute Boote wie auf Helgoland.“

Daß die Bauart dieser Boote aber wirklich ausgezeichnet ist, bestätigen alle Seeleute. Mit ihnen trogen die kühnen Lootsen dem heftigsten Sturme. Man sieht das Schiffchen oft auf dem Rämme einer Woge emporgeschleudert, bald scheint es unter den Wellen begraben, bald bäumt es sich, wie ein wilder Renner, und man meint es jeden Augenblick überschlagen zu sehen; wie wenig die kühnen Schiffer aber an Gefahr denken, sieht man daraus, daß sie bei sehr heftigem Winde noch wagen, das Segel mindestens am halben Mast zu führen. Man hat hier und da den Helgoländern vorgeworfen, daß sie mitten in der Gefahr und bei tobendem Sturm um das Lootsengeld accordiren und dann unmäßige Summen fordern. Hier ist indeß zweierlei zu bedenken. Helgoland ist von einem sehr gefährlichen, klippenvollen Meere umgeben, bei schönem Wetter kreuzen Lootsensschiffchen auf der Höhe von Neuwerk, und nur in wirklicher Gefahr, oder wenn es dazu gezwungen, nähert sich ein Fahrzeug der Insel und macht Lootsenzeichen. Wer möchte es also den Helgoländern verargen, daß sie mehr als Jene verlangen? Eben

so ist das Ankommen des Lootsenbootes bei'm Sturm und das Aufsteigen der Lootsen auf das fremde Schiff stets mit Gefahr verknüpft und erfordert große Geschicklichkeit und Vorsicht. Uebrigens wird die Hülfe, wenn auch das Schiff sich mitten auf einem Riff befindet, und die Gefahr drohend ist, trotz dem, daß das Scheitern des Fahrzeuges den Inselbewohnern vortheilhafter als ein hohes Lootsengeld ist, nie durch unmäßige Forderungen schwer oder gar unmöglich gemacht, die Rettung der Mannschaft aber stets mit größter Bereitwilligkeit und Daransetzung des eigenen Lebens bewirkt. Scheitert ein Schiff, auf welchem sich irgend ein lebendes Wesen vorfindet, so erhalten die Bergenden das Dritttheil, ist kein lebendes Wesen auf dem Schiffe, die Hälfte der Ladung; die andere Hälfte bleibt den Eigenthümern aufbewahrt. — Das Lootsengeld, um ein Schiff nach der Elbe, Weser, Eider &c. zu bringen, wird folgendermaßen vertheilt. Die eine Hälfte bekommen Die, welche mitgeloost oder doch die Hand zum Zeichen ihrer Anwesenheit auf den Bord des abgehenden Bootes gelegt haben, die zweite Hälfte theilt sich nach bestimmten Verhältnissen unter die Lootsen, die auf das Schiff gingen, die Mannschaft und den Eigenthümer des Bootes, den Lootsenoffizier und Den, der das fremde Schiff zuerst erblickt; endlich erhält der Pastor 12 Schilling täglich für jeden Lootsen, so lange er in See ist, um ihn in's Gebet einzuschließen.

Einen Hauptnahrungszweig der Helgoländer bildet der Fisch- und Hummerfang. Der erste geschieht mit einer 800 bis 1200 Ellen langen Leine, an welcher in kleinen Distanzen kurze Fäden mit Angeln und Köder befestigt sind. Mit diesen geht der Fischer oft 15 bis 16 Meilen weit in See. An den beiden Enden der Leine sind Anker und, um deren Lage zu bezeichnen, an diesen kleine Boyen befestigt. Die Anker werden auf einer als fischreich bekannten Stelle, so weit, wie die Leine zureicht, von einander entfernt, ausgeworfen, und die Angeln nach kurzen Zeiträumen, nach $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Stunde etwa, untersucht. Der Schellfischfang bringt am meisten ein. Der Köder dazu besteht in einem kleinen Fische, der „Sandspiere“ (*Ammodytes Tobianus*), welche im Sommer in der Nähe der Düne mit Netzen gefangen und frisch oder auch gesalzen zu diesem Fange gebraucht wird. Zum Köder verschiedener Fischarten bedient man sich auch des „Seewurms“ (*Lumbricus marinus*), welcher schwarz und fingerdick ist und unter den Steinen zur Zeit der Ebbe gesucht oder mit großen, dreizackigen Gabeln aus dem Sande gegraben wird. Auch Wallfischspeck, Seehunds Därme und Dachsenleber dienen als Köder, doch ist dieser etwas theuer, da die Tonne mit 7 bis 12 Thalern, auch manchmal noch theurer bezahlt werden muß. — Der Hummer wird mit reusenartigen, über Reifen gespannten Netzen, in welchen ein Fischkopf, oder ein Stück Dachsenleber befestigt

wird, gefangen. Die Schellfische werden nach Hamburg, die Hummer meistens nach England verkauft. Die letzteren sind in Helgoland ziemlich theuer, gewöhnlich kostet das Stück eine Mark (12 Sgr.). Der Dorsch, der Rochen und der Haifisch, letzterer ein sehr friedliches, 2 bis 3 Fuß langes Thier, so wie die Scholle bilden die Hauptnahrung der Insulaner. Diese Fischarten werden fast sämmtlich auf Helgoland im Sommer frisch, im Winter getrocknet, seltener geräuchert, gegessen. Um sie zu trocknen, wird dem Fische der Kopf abgeschnitten, der Körper in der Länge gespalten und, ist es ein Rochen, getheilt; endlich wird er an Leinen zum Trocknen aufgehängt, nachdem er vorher gesalzen. Er wird im Wasser gekocht und mit zerlassener Butter und Kartoffeln, außer der Mittagszeit aber auch roh mit Schwarzbrot gegessen; indessen gehören, um ihn auf diese Weise zu genießen, vorzügliche Zähne und ein guter Magen dazu, da er an Härte und Aussehen mit Kienspänen viel Aehnlichkeit hat.

Die Zubereitung der Fische in Hinsicht des Trocknens ist ein Geschäft der Frauen, denen, wie bereits bemerkt, alle und jede Arbeit auf dem Lande obliegt.

Vergleicht man die Frauen und Mädchen Helgolands mit den Männern, so sollte man kaum glauben, daß beide Geschlechter einem und demselben Volksstamm angehören könnten. Sind die Männer von starkem, knochigen Bau und stark ausgeprägten Zügen, so ist der Wuchs der Frauen

schlank, zierlich, fast schwächlich zu nennen, ihre Gesichtszüge sind fein und scharf geschnitten, die Nasen meistens etwas gebogen. Der Ausdruck ihrer Physiognomieen ist mit denen unserer Bäuerinnen durchaus nicht zu vergleichen, er ähnelt mehr denen unserer höheren Stände. Einen Vorzug aber haben alle ohne Ausnahme mit einander gemein; es ist ein ausgezeichnet schöner Teint, und dieß ist um so auffallender, da die Seelust sonst gewöhnlich die Hautfarbe röthet, worüber auch die Badegastinnen zu klagen pflegen. Die Tracht der Helgoländerinnen ist, mit Ausnahme dreier Kleidungsstücke, die auf dem Lande und in den kleinen Städten Niederdeutschlands gewöhnliche, ein kurzes Täckchen, Tuch, Schürze &c.; aber jene drei Kleidungsstücke bilden die Nationaltracht und werden von dem vierjährigen Kinde, wie von der siebenzigjährigen Greisin, getragen. Das erste ist der Helgoländer Hut: „Haud = Scalduk“ (wörtlich Hutschürze), im Sprechen fast wie „Horskolloc“ klingend. Es ist ein viereckiger Bogen Pappe, über den ein Stück Seiden- oder Wollenzeug gezogen ist, dessen einer Zipfel den Nacken bedeckt, der andere, längere, zur Seite herabhängende, aber unten mit einem Bande zusammengezogen ist. Dieser Kopfpuz wird fast von sämtlichen Badegastinnen adoptirt, da er vortrefflich vor dem Wasser schützt, das über ihn herabrollt. Außerdem giebt er den meisten Gesichtern einen hübschen Ausdruck und paßt fast zu jedem. Ein zweites

Nationalkleidungsstück ist der „Peik“, ein bis an die Knöchel reichender Rock von wollenem Zeuge, welcher hinten, von der Taille abwärts, drei tiefe, scharfe, bis zur Kante herablaufende Falten hat. Er ist stets von ziegelrother Farbe, mit einem schwefelgelben, zwei bis drei Finger breiten Bande besetzt. Das dritte, aber fast nur Sonn- und Feiertags getragene Stück ist der „Noosduk“, ein Tuch oder Shawl von bunten Farben, in welches eine Einlage von Watte gewickelt und das dann turbanartig um's Haupt geschlungen, an einem der beiden Schläfe aber in eine große, runde Schleife geknüpft wird, von welcher zwei, oft mit Franzen besetzte Zipfel lang herabhängen. Der „Haud-Scalduk“ wird häufig über den „Noosduk“ aufgesetzt, doch stets nur außerhalb des Hauses. Auch die Frauen und Töchter der Honoratioren tragen stets diese Nationaltracht, die aber dann, oft ziemlich sonderbar, sich mit dem Modenjournal vereinigt. Man sieht z. B. eine Dame in einem Seidenkleid nach neuestem Schnitt, nebst Zuthat von Brochen, Armbändern, Umschlagetuch, oder Shawl, aber das Kleid hat dann hinten, von der Taille abwärts, einen vier Finger breiten Ausschnitt, aus welchem die Falten des sehr feinen, wollenen, ziegelrothen „Peiks“ mit schwefelgelbem Besatz hervorblicken. Der lang herablaufende, rothe Streif sieht dann, auf einige Entfernung angesehen, ziemlich originell, aber in Vereinigung mit dem Nationalhute gar nicht übel aus. Fast alle Helgo-

länderinnen sind hübsch. Es giebt mehr blonde als brunette. Verwachsene Personen sieht man gar nicht. Ein Hauptvortzug ist auch die große, fast holländische Reinlichkeit im Hauswesen. Die Häuser haben im Inneren mehr oder minder etwas Schiffähnliches. Die Treppen sind so steil, daß eine Wendung bei'm Herabsteigen dazu gehört, sich nicht an den Kopf zu stoßen. Die Zimmer sind selten länger als 5 Schritt und eben so breit. Die hölzerne Decke und der Fußboden sind mit Delfarbe angestrichen. Die Bettstellen sind meist in der Wand angebracht (Schiffskojen). Krankheiten sind selten, noch seltener Epidemieen. Hin und wieder sieht man eine Frau oder ein Mädchen an bösen Augen leiden, was von der Einwirkung der stark mit Salztheilchen geschwängerten Luft herrühren mag.

Es scheint eine große Eintracht in den Familien zu herrschen. Häufig besitzen zwei Geschwister gemeinschaftlich dasselbe Haus, und beide Familien wohnen darin. In diesem Falle ist dann mittendurch eine Wand gezogen, und das Haus hat zwei Eingänge. Die Insulaner sind sehr religiös, und man sieht sie häufig in der Bibel lesen, oder hört sie geistliche Lieder singen. Gewöhnlich heirathen sie nicht außerhalb der Insel. Mehre Fälle sind vorgekommen, wo Helgoländerinnen Fremde von Rang und Vermögen heiratheten. Letztere sind dann für immer dort geblieben. Die Sprache ist die nordfriesische, doch verstehen Alle Platt- und

Hochdeutsch. Gottesdienst und Schule werden in der letzteren Sprache gehalten.

Außer dem Gouverneur, welcher zugleich die nächste Appellationinstanz ist, und in dessen Namen alle Befehle publicirt werden, bildet ein Magistrat von sechs „Juraten“ die gerichtliche, polizeiliche und administrative Behörde. Nur der Präses, der „Stadtschreiber“, empfängt Gehalt. Bei Erledigung einer Magistratsstelle schlagen die „Juraten“ drei Einwohner zur Besetzung derselben vor, und der Gouverneur wählt einen derselben. Staatsabgaben existiren gar nicht. Die Insel kostet England viel, ohne etwas einzubringen. Ueberhaupt ist wenig von der englischen Souverainetät zu merken. Auch weht überall nicht die englische, sondern die helgoländer, rothe, grüne und weiße Flagge. In Beziehung auf Gerichtspflege gilt das alte jütländische Recht. Es wird jedoch meistens nur analog geschlossen und nach Ermessen und Einsicht entschieden. In schwierigen Fällen, die aber nur bei Testamenten und Erbtheilungen vorkommen, läßt man ein Gutachten von einem tüchtigen Advokaten aus Schleswig kommen, entscheidet aber auch dann nach eigenem Ermessen. Es steht frei, an den Gouverneur zu appelliren, was indeß selten vorkommt. Verbrechen sind selten. Ein unsittliches Attentat wurde im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts mit ewiger Verbannung bestraft; es war das einzige, das vorgekommen. Capitalverbrechen kommen gar nicht vor. Das

letzte ereignete sich im Jahre 1714, wo ein Mann, der zwei
 streitende Frauen trennen wollte, der einen eine Düngergabel
 an den Kopf warf, so daß sie todt niederfiel. Der Thä-
 ter wurde zum Tode verurtheilt und auf dem Flecke, wo die
 That vorfiel, auf dem Plaze zwischen der Kirche und der
 Schule, mit dem Schwerte hingerichtet. Diebstahl ist fast
 unbekannt. Kein Zimmer wird verschlossen. Wird einem
 Badegaste etwas gestohlen, so ist es gewiß nicht durch einen
 Helgoländer geschehen. Ehrlichkeit ist überhaupt ein Haupt-
 vorzug der Insulaner. Obgleich Alles, mit Ausnahme von
 Fischen und Colonialwaaren, sehr theuer ist, so findet doch
 eine eigentliche Prellerei, wie in anderen Bädern, nicht statt.
 Fast Alles hat feste Preise. Die Nahrung der Insulaner
 besteht, wie bereits erwähnt, fast blos aus Fischen und Kar-
 toffeln, und dieß ist es auch allein, was die Insel liefert.
 Das Fleisch, von dem das Pfund $4\frac{1}{2}$ bis 5 gGr. kostet,
 kommt aus Husum und Tönningen, Zugemüse und andere
 Lebensbedürfnisse aus Hamburg, der Torf aus Ostfriesland.
 Das Klima ist, wenn man die hohe Breite, unter der die
 Insel liegt, veranschlagt, außerordentlich mild. Ein Maul-
 beerbaum und ein paar Birnbäume, die, rings von Häusern
 umgeben, sich im Garten des Pastors befinden, sind, obgleich
 von niedrigem, doch äußerst kräftigem Wuchs und saftigem
 Blatt und bringen, so wie einige Weinstöcke im Garten
 eines Einwohners, gewiß die nördlichsten von allen, sogar reife

Früchte. Außer ein paar sehr niedrigen Pappeln in einem rings eingeschlossenen Hofe auf dem Unterlande sind dieß die einzigen Bäume auf der Insel. Der Schnee bleibt nicht lange liegen, das Meer gefriert nie in der Nähe der Insel.

Fauna und Flora der Insel sind ziemlich arm; reicher ist die letztere an Mineralien. In einem schwarzen Thon, welcher auf der Kreide unweit der Sandinsel aufgelagert ist, und den die Helgoländer „Tock“ nennen, befindet sich eine Menge von Versteinerungen, vorzüglich schöne Ammoniten und Encriniten, außerdem auch Schwefel- und Strahlkies, von denen man manchmal sehr hübsche Stücke von den Knaben kaufen kann. In dem bunten Felsengestein der Insel findet man, wie bereits bemerkt, Kupfer in verschiedenen Vererzungen, außerdem schöne Kalkspathdrusen. Auf der Düne trifft man Tausende von schwarzen und grauen, aber auch gelben und rothen, schwarz geränderten und oft im Inneren Gypskrystalle bergenden Feuersteinen. Stücke Muschelkalks, vorzüglich aber graue und weiße, oft ganz reine Kreide, alle von Pholaden (Bohrmuscheln) durchlöchert, liegen zahlreich umher.

Der Seehund (*Phoca vitulina*) lagert zur Zeit der Ebbe ziemlich zahlreich auf den entfernteren Klippen. Er ist jedoch sehr scheu und läßt den Schützen kaum auf 300 Schritte herankommen. Auf der Sandinsel giebt es graue Kaninchen, doch sind solche ziemlich ausgerottet worden.

Zahlreicher als die Vierfüßler ist das Geschlecht der Vögel. Die große Graumöve (*Larus canus*), die Silbermöve (*L. argentatus*) und die Mantelmöve (*L. marinus*), so wie die größere Seeschwalbe (*Sterna hirundo*), auch der Goldregenpfeifer (*Charadrius auratus*) sind sehr häufig nach ihnen die Lumme (*Uria troile*) und mehre Entenarten, als *Anas Boschas*, *A. clangula* und *A. nigra*. Weniger häufig sieht man den Austernfischer (*Haematopus Ostralgus*), schwarz mit rothem Schnabel, und allerhand schöne oder sonderbar gestaltete Taucherarten, als *Colymbus rubricollis* etc. — Im Frühjahre so wie im Herbst finden sich die Strichvögel in großer Menge ein; vorzüglich wird den Schnepfen und Krammetsvögeln dann nachgestellt. Der Fremde bemerkt fast in allen Gärten und zunächst den Häusern lange Stangen aufgerichtet, die, wenn sie nicht so häufig wären, er für Flaggenstangen halten würde. Zwischen diesen werden große Nachtneze aufgezogen, und es hat sich ereignet, daß oft hundert Schnepfen in einer Nacht gefangen wurden. Diese werden sämtlich nach Hamburg und Bremen geschickt und dort zu 1 bis 2 Mark, 12 bis 24 Sgr. verkauft. Früher soll der Schnepfenfang bedeutender als jetzt gewesen sein. Er galt als ein Haupterwerb. War es auch mitten in der Predigt, und der Ausruf: „De Schnipp is kommen!“ ertönte, so sagte der Prediger plötzlich: Amen! und Alles stürzte zur Kirche hinaus. — Um Krammets- und

andere Vögel zu fangen, sieht man im Freien einige Hecken durrer Sträucher in die Erde gesteckt und auf einer Seite mit einem Netze überzogen. Auch auf diese Weise soll der Fang bedeutend sein. — Die Behauptung, daß keine Sperlinge auf der Insel nisteten, widerlegt der Augenschein.

Die geschätztesten und am meisten gefangenen Fische sind der Schellfisch und der Dorsch (*Gadus aeglefinus* und *Gadus callarias*), sodann die Zungen- und Buttenarten (*Pleuronectes*); auch Rochen (*Raja*) und Makrelen (*Scomber*), welche im Sterben schöne Farben spielen, werden in verschiedenen Arten gefangen, eben so dann und wann der Kabliau. Niemals indeß zeigt sich der Haring, obwohl er bei Cuxhaven und anderen Küstenorten sehr häufig vorkommt und vor hundert Jahren sich alljährlich bei Helgoland einfand. Viele andere Fische, zum Theil von seltsamen Gestalten, als der Seeteufel, der Hornhecht (welcher grüne Gräten hat), der Korbull, der Seehase, der Seeknorhahn *rc.*, kommen einzeln vor. Zwei Arten Haifische (*Squalus*) sind häufig.

Von Schalthieren wird der Hummer (*Cancer gammarus*) am meisten gefangen und meistens nach England verkauft. Außer ihm giebt es noch viele Crustaceen, nämlich Taschen-, Einsiedler-, Spinnen- und Gesichtskrebse.

An Conchylien ist das Meer hier ebenfalls reich. Ihre Namen, so wie die der Radiaten, Ascidien, Medusen, Spongien zc. aufzuführen, würde über den Zweck dieses Büchleins hinausgehen. Es genüge uns, zu bemerken, daß das Meer die Schalen der Aустern, die aber hier nicht gefischt werden, sondern, von Norderney und Föhr kommend, stets zu haben sind, so wie die von *Buccinum undatum*, am meisten auswirft.

Eben so wenig wie bei den Zoophyten und Conchylien können wir uns bei dem Pflanzenreichthum der Insel und des Meeres aufhalten. Als Eigenthümlichkeit der Ersteren erwähnen wir bloß, daß *Brassica olearacea* (der Gartenkohl) in den Rissen und Spalten des Felsens wild, nicht verwildert, vorkommt, so wie, daß *Cerastium tetrandrum*, eine sonst nur in England und auf einigen dänischen Inseln heimische Pflanze, hier ebenfalls zu finden ist. Ungeheuer zahlreich sind die Familien der Fucoideen, der Florideen, der Confervoideen, der Ulvoideen zc. — *Fucus vesiculosus* mit seinen sonderbaren Formen, welcher in unzähligen Varietäten vom Meere ausgeworfen wird, so wie *Ulva purpurea*, werden auch dem Nichtbotaniker nicht unbemerkt bleiben. Von Salzkräutern trifft man *Rakile maritima* und *Salsola Kali* auf der Düne.

In dem Lias und dem Kreidefalk der nordöstlichen

Klippen kommen Versteinerungen häufig vor, am meisten Ammoniten, in Schwefelkies verwandelt, außer ihnen noch Echiniten, Belemniten zc. Gryphiten und von Schwefelkies durchdrungene Kohle findet man gleichfalls.

Vierte Abtheilung.

Helgoland als Seebad.

Indem wir im Vorworte bereits andeuteten, daß wir vorzüglich gesonnen wären, in diesem Büchlein eine kleine gedrängte Monographie der Insel, keineswegs eine bloße Badeschrift, zu liefern, ging daraus auch hervor, daß es uns nicht in den Sinn kommen kann, die Vorzüge Helgolands vor diesem oder jenem anderen Seebade hervorzuheben, oder uns als Laie über den Gebrauch eines solchen in den verschiedenen Krankheitsfällen auszulassen. Nur insofern die Seebadeanstalt in den Bereich unsers Planes gehört, erlauben wir uns einige Andeutungen, und verweisen im Uebrigen durchaus auf die, im Vorworte angeführten Schriften, vor Allem aber auf den Rath des Badearztes Dr. von Aschen zu Helgoland.

Daß der Salzgehalt des Seewassers in der Nordsee den in der Ostsee bei Weitem übertrifft, ist hinlänglich bekannt; weniger vielleicht, daß die Verschiedenheit der Jahreszeit, die Ebbe und Fluth, besonders aber der eben herrschende

Wind, in Beziehung auf die Zurückstauung des Süßwassers der einmündenden Flüsse an den Küsten meistens eine große Verschiedenheit des Salzgehaltes bedingen. Letzterer Umstand kann bei Helgoland, welches so weit vom Festland entfernt ist, indeß niemals einwirken. Zu einer kleinen Uebersicht des Salzgehaltes des Seewassers der verschiedenen Bäder der Nord- und Ostsee und zu Anstellung einer, wenn auch allerdings nur oberflächlichen und einseitigen Vergleichung geben wir eine tabellarische Uebersicht des Verhältnisses der Quantität des Hauptbestandtheiles der festen Stoffe im Meerwasser, des salzsäuren Natrons, in den bekanntesten Seebädern, indem wir uns auf die neuesten Untersuchungen stützen und die Bruchtheile weglassen.

Ein Pfund (16 Unzen) Seewasser enthält an salzsäuerem Natron:

zu Scheveningen	. . . . .	215	Gran.
— Norderney	. . . . .	190	—
— Helgoland	. . . . .	210	—
— Wangeroge	. . . . .	214	—
— Cuxhaven	. . . . .	160	—
— Föhr	. . . . .	201	—
— Kiel	. . . . .	92	—
— Doberan	. . . . .	87	—
— Putbus	. . . . .	72	—

zu Swinemünde	65 Gran.
— Zoppot	41 —

Man sieht hieraus, um wie viel stärker an Salzgehalt das Nordseewasser gegen das Wasser der Ostsee ist. Desßhalb soll damit keineswegs den Nordseebädern ein unbedingter Vorzug beigelegt werden. Es giebt Körperconstitutionen, für welche mehr das eine als das andere paßt, und nur der Arzt kann darüber ein rationelles Urtheil fällen.

In Beziehung auf den Wellenschlag, den die Meisten für das Hauptforderniß eines Seebades halten, und der allerdings nicht ohne Wichtigkeit ist, gilt ein ähnliches Verhältniß. Die Nordsee hat Ebbe und Fluth, die Ostsee nicht. Viele sind nun der Meinung, daß bei ganz ruhigem Wetter die Wellen, welche die Fluth hervorbringt, stets bedeutend genug seien, um die einer bewegten See zu ersetzen. Dieß ist keineswegs der Fall. Man kann zur Zeit des Hochwassers in der Nordsee baden, ohne nur im Mindesten die wohlthätige Friction, welche die zerstäubende, peitschende Rollwelle auf die Haut ausübt, zu empfinden. Die Fluthwelle, die sich nicht überstürzt, nur schwankend hebt und senkt, ist von der letzteren gänzlich verschieden. Bei frischem Winde aber giebt es Wellen in der Ostsee wie in der Nordsee, und überhaupt nur bei einem solchen kann man auf diese rechnen. Ganz gewiß ist der stärkere Gehalt an festen Substanzen, hinsichts deren die Nordsee den Vorzug hat,

ein bei Weitem mehr zu veranschlagender Umstand als der Wellenschlag, den man bei ganz ruhiger See hier, fast wie dort, entbehrt. Einen unbestrittenen Vorzug hat jedoch Helgoland vor allen übrigen Bädern der Nord- und Ostsee; es ist die reine Seeluft, welche, der Wind mag wehen, von welcher Seite er will, hier nie mit Landluft vermischt ist. Gewiß ist dieser Umstand selten so gewürdigt worden, wie er sollte. Obwohl die meisten Menschen die Seeluft von der Landluft nicht durch die Geruchsorgane zu unterscheiden vermögen, so giebt es doch andere von so reizbarem Nervensystem, daß sie das Meer in Entfernung mehrerer Stunden zu riechen im Stande sind. Während Einige nicht das Mindeste davon spüren, (von dem Geruche des ausgeworfenen Seetangs, der ganz anderer Art ist und von dem starken Brom- und Jodgehalt herrührt, kann natürlich nicht die Rede sein) empfinden Andere einen leichten Haringgeruch, der ihnen bei der, der Seeluft eigenen Weichheit sehr angenehm vorkommt. Diesem Umstande, den Exhalationen des Meeres, schreiben wir die Erscheinung der Seekrankheit, die Manche schon meilenweit von der See, und sobald sich das Seewasser mit dem Flußwasser zu mischen beginnt, empfinden, besonders zu. Wirkt aber die Seeluft, wie bekannt, vortheilhaft auf das Nervensystem, so muß dem Badegast natürlich daran liegen, sich ihr so viel wie möglich auszusetzen und sie rein und unvermischt einzuathmen.

Bei der Wahl des Logis in Helgoland ist dieß vorzüglich zu beachten. Erlaubt es die Witterung, so kann er freilich durch Spazierengehen in freier Luft das ersetzen, was ihm die Lage seiner Wohnung in den engen Straßen versagt, etwas Anderes aber ist es, wenn, wie so häufig, regnerische oder stürmische Witterung eintritt. Die besten, aber allerdings auch theuersten Wohnungen, sämmtlich am Rande des Felsens gelegen, sind daher die am „Falm“. Will der Fremde etwas höhere, modern eingerichtete Zimmer, schöne Aussicht und reine Luft, so wie die Bequemlichkeit der Table d'hôte im Hause haben, so schlagen wir ihm die Logis bei Peter Franz, Erich Franz, Rickmers oder Block vor, wo er dieses Alles findet. Es steht auch ganz bei ihm, ob er in einem dieser Häuser logiren und in einem anderen, wo ihm die Küche vielleicht besser zusagt, essen will. Der Preis des Mittagisches ist überall derselbe, nämlich 1 Mark 8 Schilling (18 Sgr.), der Wein gut und unverfälscht, auch nicht übermäßig theuer. Für jenes Geld hat er Suppe und gewöhnlich drei, bei einigen Tables d'hôte nur zwei Gerichte mit einer Menge von Gemüsen und Compots.

Sucht der Fremde ein ruhigeres Logis als in jenen Häusern, wo allerdings in jedem zehn bis zwölf verschiedene Parteien logiren können, so giebt es noch einige kleinere Häuser am Falm, wo er angenehm wohnen kann. Gewöhnlich accordirt man in diesen Logis und Frühstück zugleich.

Trifft er hier kein Unterkommen, so giebt es am nordöstlichen Rande des Felsens, vom oberen Ende der Treppe rechts, eine Menge gut gelegener Wohnungen, die einen freien Blick auf das Meer und gesunde Luft haben, auch weniger theuer sind. Gebraucht der Fremde warme Seebäder, scheuet er das Ersteigen der übrigens bequemen Treppe, und will er deßhalb in der Unterstadt wohnen, so trifft er außer dem Hotel Crüz und der „Erholung am Strand“, wo Alles, was von den oben gelegenen Speisehäusern gesagt ist, ebenfalls gilt, sehr hübsche, modern eingerichtete Wohnungen, bei Jaspers, Hinrichs, Buse und in anderen Häusern der sogenannten „Bindfaden-Allée“, einer Straße, wegen der am Ende derselben gelegenen Seilerbahn mit dieser Benennung bezeichnet. Hier spaziert an schönen Tagen die Badewelt auf und ab. Findet er sich veranlaßt, mehr zu ökonomisiren, so trifft er Hunderte von Wohnungen in den engen Straßen der oberen und unteren Stadt. Ehe er eine in der letzteren, vorzüglich nahe am Bollwerk, wählt, möge er bedenken, ob er den Geruch des bei warmen Wetter faulenden Seetangs, welcher für Viele sehr unangenehm ist, aber nicht ungesund sein soll, vertragen kann. In manchen Logis ist es auch möglich, sich mit dem Wirth über die Kost zu einigen und im Hause zu speisen. Will er dieß, so frage er den alten wackeren Lootsen, der bei'm Ausschiffen das Geld für die Ueberfahrt einnimmt, und dieser wird ihm gewiß gern Auskunft geben.

In diesem Falle aber thut er wohl, die erste Nacht im Gasthause zu bleiben, um mehre Logis besichtigen und das beste wählen zu können. Die schlechteste Dekonomie ist es, sich das Essen aus dem Speisehause holen zu lassen. Er bezahlt dann 1 Mark (12 Sgr.) und hat das Dritttheil von dem, was er an der Table d'hote haben würde, dazu aber Alles schlechter. In dem Conversationhause auf dem Unterlande ist auch eine Table d'hote, die gerühmt wird; auch konnte man in vorigem Sommer dort à la carte speisen.

Hat der Ankömmling sich ein Logis gewählt, so spreche er zuvörderst mit dem Badearzte, was bei wirklichen Leiden durchaus erforderlich, und lasse sich von diesem das Nöthige über die Art und Weise, wie er das Seebad brauchen soll, mittheilen. Er wird an Herrn Dr. von Uschen einen sehr geschickten und humanen jungen Arzt finden. Glaubte er des Arztes nicht zu bedürfen, so lasse er sich auf dem Comtoir des Badehauses in der Unterstadt ein Duzend Billets, à 8 Mark das Duzend (im Einzelnen kostet das Billet 12 Schilling oder 9 Sgr.) holen, und er kann nun seine Badekur am anderen Morgen beginnen, da von Polizeimeldungen, Pässen &c. keine Rede ist.

Wie bekannt, wird in der Regel nur auf der Sandinsel gebadet, da dort das Ufer flach und rein von Steinen und Felsbrocken, wie auch bei geringem Winde starker Wellenschlag ist. Sobald eine gelbe Flagge mit blauem Kreuz auf der Sig-

nalstange der Düne erscheint, beginnen die Ueberfahrten. Die ersten Boote gehen gewöhnlich bald nach sechs Uhr ab, und die lezten kehren nach zwölf Uhr zurück. Es sind dieß die sogenannten Rettungsboote, deren sich auch die Lootsen im heftigsten Sturme bedienen. Die Ueberfahrt bis zur Sandinsel dauert, wenn gesegelt werden kann, und die Brandung am nächsten Punkte zu landen erlaubt, 10 bis 12 Minuten. Ist der Wind und die Strömung entgegen, die Brandung zu stark, so wird ein Umweg genommen, und die Boote landen auf der entgegengesetzten Seite; dann kann die Ueberfahrt bis $\frac{3}{4}$ Stunden dauern. Alles, was man über Gefahr bei der Ueberfahrt und über tagelanges Verbleiben auf der Sandinsel gefabelt hat, ist lächerlich und nur erfunden, um das Helgoländer Seebad in Mißcredit zu bringen. Die Boote sind vortrefflich, die Mannschaft ist auserlesen, und wenn nur ein Anschein von Gefahr vorhanden sein könnte, so wird nicht übergefahren. Niemand darf indeß glauben, daß, wenn auch einmal nicht übergeschifft wird, wirkliche Gefahr vorhanden sei. Es geschieht selbst dann nicht, wenn die Brandung so stark ist, daß das An- oder Abkommen vom Strande schwierig wird, und die Schiffenden durch das Spritzwasser bedeutend durchnäßt werden könnten. Der Badegast kann sich mithin darauf verlassen, daß, wenn übergesetzt wird, auch keine Gefahr vorhanden sei. Viele betrachten die Nothwendigkeit des täglichen Ueberschiffens als einen Uebelstand des Helgoländer

Seebads. Wir können versichern, daß wenigstens drei Viertel theile der Badegäste diese Fahrt nicht würden missen wollen. Sie gewährt Unterhaltung und bringt die Mitglieder der Gesellschaft einander näher. Da gewöhnlich zwanzig Badegäste bei ruhiger und mindestens vierzehn bei bewegter See in demselben Boote befindlich sind, so lernt ein Jeder nach und nach die ganze Badegesellschaft kennen, indem er bei der Hin- und Rückfahrt sich jedesmal in anderer Umgebung befindet. Die Badeplätze der Damen und Herren sind auf der der Hauptinsel zugekehrten Seite der Düne, jedoch hinlänglich weit von einander entfernt. Die Badekarren, in welchen man sich entkleidet, sind geräumig und gegen jeden Zutrang von Zugluft gut verschlossen. Es wird gänzlich entkleidet gebadet. Ein herabgelassener Schirm von Leinwand gestattet den Damen, unbemerkt von der nächsten Umgebung zu baden, doch lassen sich die meisten von den Badefrauen in die freie See hinausführen. Die Herren baden ohne Schirm, und der Badekarren wird bei Fluth oder Ebbe nach- oder zurückgeschoben. Will man sich eigener Badewäsche bedienen, so ist dieß erlaubt, man läßt solche in dem Karren zurück und erhält sie den folgenden Tag trocken und gereinigt wieder. Ein Betttuch ist hierzu am zweckmäßigsten. Bademäntel sind unnütz. In den Badekarren erkältet sich Niemand. Für die Reinigung der Badewäsche bezahlt man dem Eigenthümer des Pavillons auf der Düne nach vollen-

deter Badezeit 2 Mark (24 Sgr.) und dem Knaben, der die Wäsche verwahrt und auffammelt, gewöhnlich 1 Mark (12 Sgr.). Die BADELEUTE bekommen gleichfalls dann 2 Mark. Handtücher sind zu 1 Schilling (9 Pf.) täglich zu haben.

Ueber die Art und die Dauer des Bades verweisen wir gänzlich auf die Instruction des Arztes, so wie auf den zweiten Theil des trefflichen Werkes des Dr. Karl Christian Hille: „die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz, Brockhaus 1838“, wo in der Einleitung alles auf den Gebrauch der Seebäder Bezügliche so klar als umfassend auseinandergesetzt wird. Als einige auf Erfahrung gegründete Grundzüge möge man Folgendes ansehen.

Nur Wenigen bekommt ein Seebad, welches viel über fünf Minuten dauert. In der ersten Minute empfindet der Körper bei dem Benetzen der Brust und des Kopfes, so wie bei dem Untertauchen, welches so schnell wie möglich geschehen muß, einen Schauer, der in der zweiten Minute vergeht und in der dritten einem besonderen Wohlbehagen Platz macht. So schwer es nun auch dem Badenden ankommt, muß er das Bad verlassen, ehe diese angenehme Empfindung wieder vergeht. Thut er dieß nicht, so stellt sich bald ein zweiter Schauer ein, die wohlthätige Wirkung des Bades wird gänzlich aufgehoben, und er empfindet den ganzen Tag

eine Schwere in den Füßen, ein Frösteln, eine gänzliche Appetitlosigkeit und in der Nacht eine Aufregung, die ihn am Schlafen hindert. Die Klagen über Aufregung, Kopf- und Zahnschmerz, die scheinbar abgestorbenen Finger, die man bei Vielen nach dem Bade sieht, und die dunkel gefärbten Nägel, die man gegen das Ende der Kur bei Manchen bemerkt, sind eben so viele Zeichen von übermäßig langem Verweilen im Bade. Kräftige und an das Bad gewöhnte Leute können indeß wohl bis gegen eine Viertelstunde im Bade bleiben, ohne sich zu schaden. Nach dem Bade mache man sich auf der Düne wenigstens eine halbe Stunde mäßige Bewegung. Wir haben Manche sich sehr übel befinden sehen, weil sich solche nach Verlassung des Bades sogleich auf die Rückfahrt begaben. Man kleide sich auch nicht zu warm, damit man nicht erhitzt in's Bad komme, und nehme wegen des möglichen Spritzwassers bei der Ueberfahrt stets einen Mantel mit in's Boot. Bei der Ebbe wage man sich nicht zu weit in die See, da die Wellen derselben den Unvorsichtigen leicht in die Tiefe reißen, während die Fluthwelle ihn dem Lande zuwirft. Dieß gilt vorzüglich bei ungeübten Schwimmern. — Gefahren giebt es übrigens durchaus nicht auf dem Badeplatze. Höchst lächerlich war das in den Zeitungen verbreitete Gerücht, es hätten Haie von besonderer Größe die Badenden erschreckt. Die Veranlassung dazu war, daß man einen Stachelhai (*Squalus spinax*) von seltener, gegen 5 Fuß

betragender Länge gefangen hatte und ihn für Geld sehen ließ. Wie bereits bemerkt, ist dieser, so wie der Dornhai (*Squalus acanthias*), der gleichfalls bei Helgoland vorkommt, ein gewöhnlich 1 bis 2 Fuß langes, nur den kleineren Fischen gefährliches Thier, das zu Tausenden gefangen und meist getrocknet gegessen wird, da sein Fleisch, frisch gekocht, etwas weichlich schmeckt. Uebrigens sind es wirkliche Hai-Arten, wie der Rachen an der Kehle und das Auge, dessen Pupille der Pupille der Katze, wenn sie solche zusammenzieht, ähnelt, beweisen. Auch gebären sie lebendige Junge. Vier derselben, aus dem Leibe der eben gefangenen Mutter geschnitten, sahen wir sich ziemlich munter im Wasser bewegen.

Kann nicht nach der Düne überfahren werden, so wird am Borlande, unweit der Südspitze gebadet. Personen, welche der Seekrankheit leicht unterliegen, können hier täglich baden, doch geschieht dieß nur von sehr wenigen, da das Wasser trübe, von schwachen oder gar keinen Wellen, der Grund aber scharf und oft von Seetang, Hummerschalen und abgeschnittenen Fischköpfen, die das Meer auswirft, bedeckt ist. Aus diesem Grunde ist die Sandinsel für Helgoland von größter Wichtigkeit. Würde diese, was nicht unmöglich ist, durch heftige Winterstürme weggerissen, so wäre die Einwohnerschaft von Helgoland halb zu Grunde gerichtet, da nicht nur das Seebad zur größten Unbedeutenheit herabsinken, sondern auch der Schellfischfang sich sehr verringern

würde, da die Sandspiere, der Hauptköder dazu, sich nur an der Düne findet.

Außer den kalten Bädern kann der Badegast auch warme Seebäder, à 20 Schilling im Einzelnen, im Duzend à 18 Schilling, Regenbäder zu 8 Schilling, Sturz- und Douchebäder u. in dem sehr wohleingerichteten Badehause haben. Die Wannen sind nach Art der Töpliker, als kleine Bassins, eingerichtet, die Kabinette geräumig und mit Sophas und allem Nöthigen versehen. —

Wer sich bloß der Belustigung wegen nach Helgoland begeben wollte, ohne Sinn für das Seeleben oder das eigenthümliche Treiben auf der Insel mitzubringen, dürfte freilich seine Erwartungen nicht in Erfüllung gehen sehen. Auf einem mitten im Meere gelegenen Felsen kann von Lustpartieen eben nicht besonders die Rede sein. Indessen fehlt es dennoch nicht gänzlich an Zerstreuungen. Schon der ewig wechselnde Anblick des Meeres hat für den Binnenlandsbewohner ein großes Interesse, und dieser muß daher sich vorzugweise eine Wohnung wählen, wo er den Ocean vor Augen hat. Das mannigfache Farbenspiel der See, welche grün erscheint, wenn sie bei leicht bewegten Wellen von der Sonne beschienen wird, blau, wenn sie ganz ruhig ist, schwarz oder dunkelgrau, wenn der Sturm tobt, oder wie ein silberner Schild, wenn die Sonnenstrahlen in schiefer Richtung sich auf der Oberfläche brechen, wird ihm viele

Unterhaltung gewähren. Der Spaziergänge giebt es freilich nur wenige, dennoch werden sie, wenn es die Witterung erlaubt, von den Badegästen, die sich der Seeluft so viel wie möglich aussetzen müssen, fleißig frequentirt. Damen ist besonders anzurathen, nach dem Bade auf der Düne oder der Hauptinsel so lange spazieren zu gehen, bis die aufgelösten Haare getrocknet sind, weil sich das Einflechten oder Bedecken derselben in noch feuchtem Zustande für diese schon oft sehr nachtheilig erwiesen und das Ausfallen derselben oder auch heftige Kopf- und Zahnschmerzen herbeigeführt hat. Männer vertreiben sich die Zeit mit der Jagd auf Seevögel oder damit, daß sie mit auf den Fischfang fahren. Das letztere Vergnügen wird von Damen, die nicht die Seekrankheit zu fürchten haben, gleichfalls dann und wann getheilt. Sonntags und Mittwochs ist gewöhnlich Ball, Dienstags und Freitags Theegesellschaft im Conversationhause, wo auch an anderen Abenden sich Badegäste einfinden, um Thee zu trinken oder zu Abend zu essen. Jeden Tag wird hier zu bestimmten Stunden auch Pharao oder Roulette gespielt. In dem Pavillon am Strande, so wie in dem auf der Südspitze, trifft der Fremde fast immer in den Nachmittagsstunden Gesellschaft. An den Tagen, wo die Dampfschiffe ankommen, ist sie am zahlreichsten. Man versammelt sich, um Musik zu hören und die Ankunft der Schiffe zu erwarten. Bei ruhigem Wetter vereinigen sich auch mehre Badegäste, um rund um die Insel zu fahren

und die merkwürdigen Höhlen, Möhrmers-Gatt und Young-Gatt, zu besuchen. Männer versuchen auch wohl bei niedriger Ebbe, rings um die Insel zu gehen. Man trifft dann mitunter interessante, von der See ausgeworfene Naturalien. Zu rathen ist, die Wanderung, die etwa 5 Viertelstunden dauert, eine Stunde vor eintretender Fluth anzutreten und bei der Südspitze zu beginnen. Nur im Spätsommer und an warmen Tagen darf man auf das merkwürdige Leuchten des Meeres rechnen. Es ist dann in der Nähe des Bollwerks am interessantesten. Gewöhnlich wird auch einmal in der Badezeit eine nächtliche Umfahrt um die Insel unternommen. Ein Feuerwerk wird auf den Booten abgebrannt, und die Höhlen und Felsenspalten werden mit Theertonnen erleuchtet. Durch Subscriptionen werden die Kosten aufgebracht. — Sonntag Abends pflegen die jungen Helgoländer in ihrem Wirthshause, „das rothe Wasser“ genannt, zu tanzen. Die Badegäste, auch Damen, denn es geht dabei sehr anständig zu, pflegen dann und wann hinzugehen und sich den Tanz, der in der Regel in einer Art langsamen Walzers besteht, anzusehen. — Für den Naturforscher dürfte die Naturalien-Sammlung des Herrn Pastors Langenheim, der mit großer Gefälligkeit sie dem Fremden zeigt, von Interesse sein.

Für eine Stunde Fahrt auf der See bezahlt man gewöhnlich 1 Mark (12 Sgr.), auch wohl nur 12 Schillinge

(9 Sgr.). Die tägliche Hin- und Herfahrt nach der Düne kostet 4 Schillinge (3 Sgr.). Das Geld wird bei'm Aussteigen aus dem Boote nach der Rückfahrt, entrichtet. Am oberen Ende der Treppe, wie an der Umhegung des Badehauses, findet man eine Tafel, auf welcher täglich die Zeit des Hochwassers, so wie die der niedrigsten Ebbe angegeben ist. Die Dampfschiffe bringen die Briefe und Postpaquete von Hamburg. Erstere werden von der auf Helgoland existirenden Postexpedition zwar in's Haus gesendet, es ist aber gerathen, seine Adresse dort niederzulegen, wenn das Logis nicht auf den Briefen bezeichnet ist. — Polizeiliche Formlichkeiten finden bei der Abreise von Helgoland so wenig wie bei der Ankunft statt. Sich im Voraus eine Wohnung auf Helgoland zu sichern, ist überflüssig, weil man stets eine große Auswahl hat, indem über 800 Personen dort zu gleicher Zeit ihr Unterkommen finden könnten.

In Beziehung auf die Münzsorten, mit denen sich der Reisende zu versehen hat, bemerken wir, daß in Helgoland nach Hamburger Mark und Schilling gerechnet wird, daß aber auch preussisches Geld, besonders Kassenanweisungen bei jeder Zahlung angenommen werden. Mit den letzteren oder ganzen Thalern hat man sich daher vorzüglich zu versehen; Vier- und Zweigroschenstücke werden nicht überall angenommen, sondern das, was unter einem Thaler ist, in Hamburger oder dänischer Münze ausgeglichen.

Die Kassenanweisungen können zu einem oder zu fünf Thalern sein. Größere sind nicht leicht anzubringen, sächsische Kassenanweisungen oder Eisenbahnscheine aber gar nicht.

Münztabelle.

Mark	Schill.	Hamb. Betr. in preuß. oder sächs. Gelde	Sgr. ob. Ngr.	Bemerkungen.
	1	• • • • •	— $\frac{3}{4}$	Die Hamburger Mark hat 16 Schil- linge. Der preuß. Thaler enthält 2 Mark 8 Schillinge.
	2	• • • • •	1 $\frac{1}{2}$	
	3	• • • • •	2 $\frac{1}{4}$	
	4	• • • • •	3	
	5	• • • • •	3 $\frac{3}{4}$	
	6	• • • • •	4 $\frac{1}{2}$	
	7	• • • • •	5 $\frac{1}{4}$	
	8	• • • • •	6	
	12	• • • • •	9	
1	—	• • • • •	12	
2	—	• • • • •	24	

Druck von C. Heinrich in Dresden.

In der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig sind folgende Schriften erschienen und durch alle namhafte Buchhandlungen zu beziehen:

Reichling, C. H., acht neue Ansichten von Dresden und der Umgegend. qu. 8. col. à $\frac{1}{4}$ Thlr.

Ekkenstein, J., Guide de la ville de Dresde ou tableau topographique de la capitale de Saxe et voyage pittoresque de ses environs. Avec un nouveau plan de Dresde et une carte des environs. 16. 1832. relié 1 Thlr.

Ficinus, Dr. H., und G. Heynhold, Flora der Gegend um Dresden. Erste Abtheilung: Phanerogamie, enthaltend die Pflanzen, deren Frucht auf eine vorausgegangene deutliche Blüthe folgt. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einer geognostischen Karte der Umgegend von Dresden. 8. 1838. geb. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

— — und C. Schubert, deren zweite und letzte Abtheilung: Kryptogamen. 8. Mit 3 Kupfertafeln in Quer-Folio. 1823. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

v. Genlis, Frau, Taschenbuch für Reisende. Gespräche für das gesellschaftliche Leben; deutsch, französisch, italienisch, englisch, spanisch und portugiesisch. Nach dem Manuel du voyageur der Madame de Genlis neu bearbeitet von J. B. Fromm. 8. 1822. geb. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Grundriß von Dresden, gezeichnet von Lesch nach J. G. Lehmann. 1828. Fol. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Grundriß von Dresden im Jahre 1839, gezeichnet von Lesch, gestochen von J. F. Hajek. Fol. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Grundriß von Dresden im Jahre 1840 mit dem Laufe der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, auf Stein gezeichnet. Fol. $\frac{1}{2}$ Thlr.

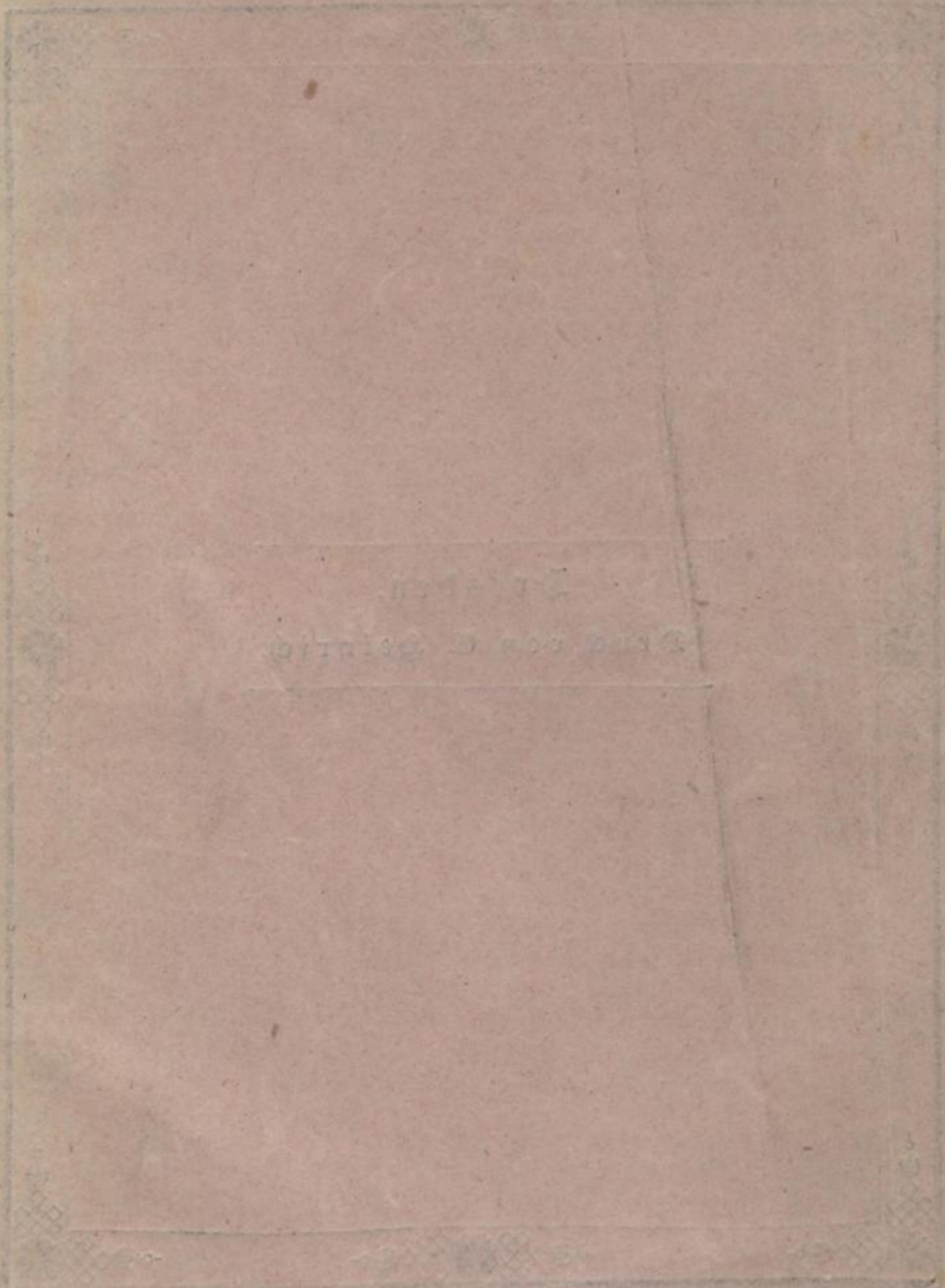
Karte, neue topographische, der sächsischen Schweiz, berichtet von U. Schiffner und gestochen von J. F. Hajek. Fol. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Karte vom Königreiche Sachsen mit vorzüglicher Berücksichtigung der constitutionellen Verhältnisse desselben entworfen von U. Schiffner. Fol. 1 Thlr.

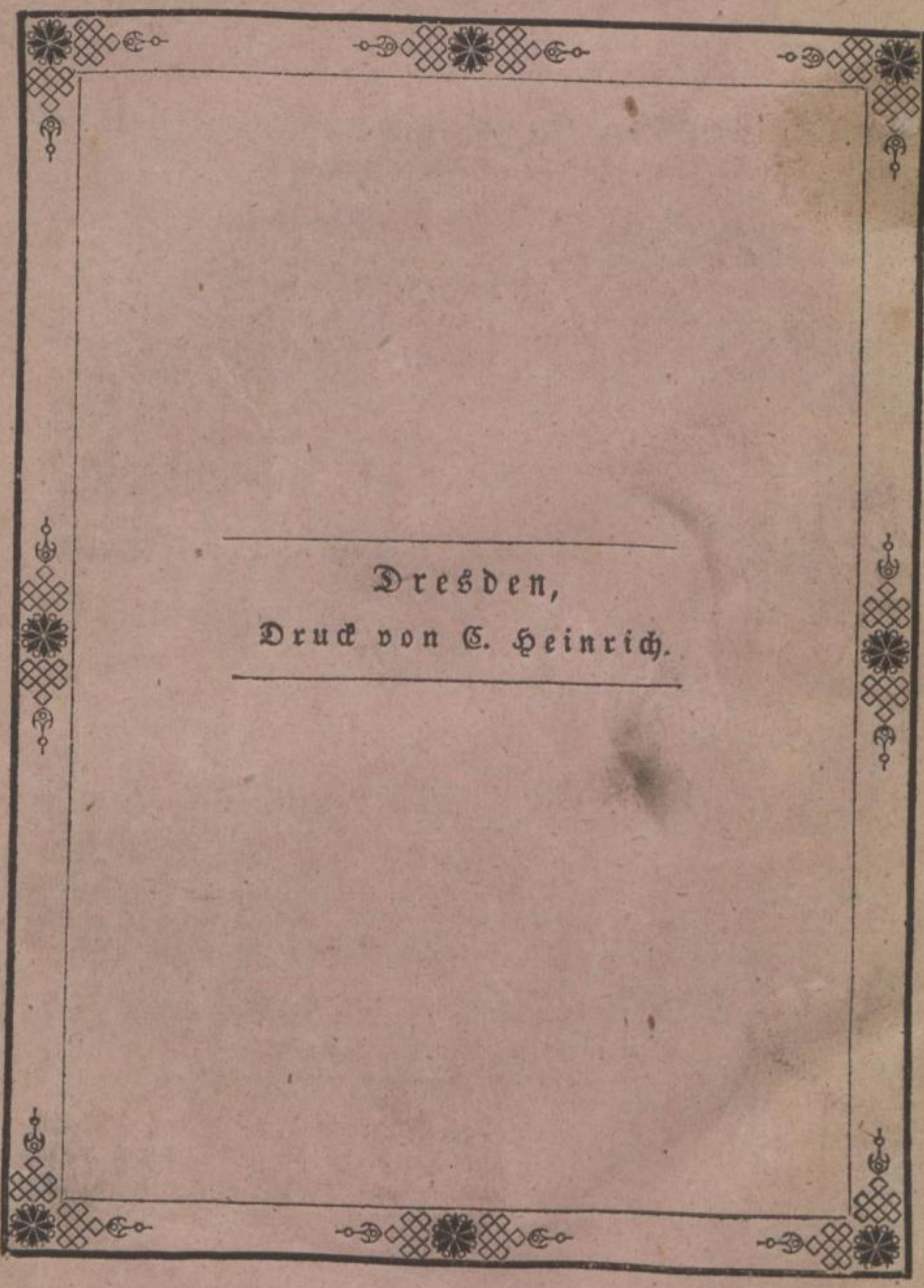
- Karte, geognostisch-bergmännische, von Freiberg, aufgenommen und gezeichnet von A. A. Schippan, gestochen von J. F. Hajek Fol. 3 Thlr.
- v. Landsberg, A. B., das grüne Gewölbe in Dresden. Achte sehr vermehrte Auflage. 8. 1841. broch. $\frac{3}{8}$ Thlr.
- de Landsberg, A. B., le Gröne Gewölbe de Dresde ou trésor royal d'objets précieux. 8. 1839. broch. $\frac{3}{8}$ Thlr.
- Bindau, R. und W. A., Merkwürdigkeiten Dresdens und der Umgegend, mit einer neuen Beschreibung aller Sammlungen für Wissenschaft und Kunst. Ein Taschenbuch für Fremde und Einheimische. Fünfte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von J. G. Wiemann. Mit einem Titelkupfer, einem geognostischen Durchschnitt des Dresdener Elbbassins und einem Grundriß der Stadt. 16. 1841. eleg. geb. $\frac{3}{8}$ Thlr.
- — dasselbe mit noch 16 kleinen Ansichten vom Professor C. A. Richter. Eleg. geb. in Etui. $1\frac{1}{4}$ Thlr.
- — Taschenbuch für den Besuch der sächsischen Schweiz und der angränzenden Gegenden Böhmens. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von J. G. Wiemann. Mit einem Titelkupfer und einer Reisekarte. 1840. 16. geb. $\frac{3}{8}$ Thlr.
- Böhrmann, W. G., die Sammlungen der mathematisch-physikalischen Instrumente und der Modellkammer in Dresden. Mit einer Abbildung des mathematischen Salons in Dresden. 8. 1835. broch. $\frac{3}{8}$ Thlr.
- Matthäy, J. G., Verzeichniß der im R. S. Mengs'schen Museum enthaltenen antiken und modernen Bildwerke in Gyps. Mit der inneren Ansicht des Museums. 8. 1831. broch. $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Plan, neuester, der Umgegend von Dresden, in Stein gravirt von Werner. Fol. $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Plan, topographischer, der Umgegend von Dresden, von J. G. Lehmann und C. Becker. Fol. $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Plan von Tharand und der Umgegend, von J. G. Lehmann. Fol. $\frac{3}{8}$ Thlr.
- Reichel, F. D., Standorte der seltneren und ausgezeichneten Pflanzen in der Umgegend von Dresden. 16. 1837. br. $\frac{1}{4}$ Thlr.
- Richter, C. A., Andenken an Dresden in 16 neuen Ansichten. $\frac{3}{8}$ Thlr., colorirt $1\frac{1}{2}$ Thlr.

- Richter, C. A., Andenken an die sächsische Schweiz in 12 neuen Ansichten. $\frac{1}{3}$ Thlr., colorirt 1 Thlr.
- — einunddreißig malerische An- und Aussichten der sächsischen Schweiz. Quer 8. $1\frac{1}{4}$ Thlr., colorirt $7\frac{3}{4}$ Thlr., einzeln à $\frac{1}{4}$ Thlr.
- — 18 Ansichten von Dresden auf einem Blatte. Fol. 1 Thlr. Nach der Natur colorirt 3 Thlr.
- — Rundgemälde auf der Frauenkirche zu Dresden. Zwei Kupfertafeln in Landkartenformat. Nebst Verzeichniß der merkwürdigsten Gegenstände in der Umsicht auf der Kuppel derselben. 4. 1824. 1 Thlr. Mit einem nach der Natur colorirten Blatte 3 Thlr.
- — die sächsische Schweiz in Bildern. Erstes Heft: Die Bastei in 5 Ansichten. Quer-Fol. $1\frac{1}{2}$ Thlr., colorirt 5 Thlr.
- — und A. L., dreißig malerische An- und Aussichten von Dresden und den nächsten Umgebungen, mit deutschem und französischem Texte von W. A. Lindau, zu dessen Gemälde von Dresden. Zweite verbesserte Auflage. 4. geb. $1\frac{1}{4}$ Thlr., colorirt $7\frac{1}{2}$ Thlr. einzeln à $\frac{1}{4}$ Thlr.
- — — — — siebenzig malerische An- und Aussichten der Umgegend von Dresden in einem Kreise von 6—8 Meilen; mit deutschem und französischem Texte von W. A. Lindau, zu dessen Rundgemälde der Gegend von Dresden. Zweite verbesserte Auflage. 4. geb. $2\frac{1}{2}$, colorirt $17\frac{1}{2}$ Thlr., einzeln à $\frac{1}{4}$ Thlr.
- Richter, C., zehn Ansichten merkwürdiger Gegenden in Sachsen. Quer 4. broch., 1 Thlr. colorirt 3 Thlr.
- — 19 Ansichten von der sächsischen Schweiz auf einem Blatte. Folio. 1 Thlr., nach der Natur colorirt 3 Thlr.
- Tableau de la Suisse Saxonne ou du pays montagneux sur la rive supérieure de l'Elbe, et des parties limitrophes de Bohême. Avec 1 carte itinéraire. 8. 1826. relié 1 Thlr.
- Charand und seine Umgebungen, beschrieben von B. C. Mit einer Abbildung und einem neuen Plane von Charand und dessen Umgebungen. Zweite Ausgabe. 16. 1835. geb. $\frac{1}{2}$ Thlr.

en
en
r.
r.
ei
n.
te
tei
on
nd
on
irt
nd
m
ge.
n.
te.
ur
de
er
en



VE 19185



Dresden,
Druck von C. Heinrich.